

Leseproben

ASUKA LIONERA

Copyright © 2021 Asuka Lionera

Alle Rechte vorbehalten.

<https://asuka-lionera.de/>
<https://www.instagram.com/asuka.lionera/>
<https://amzn.to/2MVcrQj>
autorin@asuka-lionera.de

INHALT

1	Feral Moon	1
2	Illuminated Hearts	18
3	Falkenmädchen	40
4	Son of Darkness	49
5	Stoneheart	59
6	Nemesis	80
7	Let Me Teach You	96
8	Frozen Crowns	100



FERAL

DIE ROTE KRIEGERIN

MOON

ASUKA LIONERA

DARK
DIAMONDS

FERAL MOON ~ KAPITEL 1

Die letzten Meter sind die schlimmsten, aber ich gebe noch einmal alles. Obwohl die Muskeln schmerzen, befehle ich meinen Beinen, schneller zu laufen. Schneller und immer schneller. Die Umgebung huscht an mir vorbei, verschwimmt zu einem undeutlichen Schleier, während ich nur Augen für den Baum direkt vor mir habe. Noch fünf Meter, vier, drei ...

Ich strecke die Hand aus und schlage gegen den Stamm.
»Erster!«, keuche ich und drehe mich um.

Tristan ist bereits hinter mir und hat seine Hand ebenfalls gehoben, um den Baumstamm, der seit jeher die Zielmarkierung unserer Wettrennen ist, zu berühren.

Ich lehne mich mit dem Rücken gegen die Rinde und schaue zu dem jungen Mann vor mir auf, während er die Hand neben meinem Gesicht abstützt. Mit einem schelmischen Grinsen erwidert er meinen Blick und ein aufgeregtes Flattern breitet sich in meinem Bauch aus.

Das passiert mir in letzter Zeit häufiger in Tristans Gegenwart. Anfangs fand ich es seltsam, aber mittlerweile freue ich mich auf dieses unbekannte Gefühl.

Wir japsen beide nach Luft; Schweiß rinnt unsere Schläfen hinab. Meine Muskeln brennen und pulsieren nach der Anstrengung, aber trotzdem fühle ich mich glücklich.

»Du hast mich schon wieder besiegt, Prinzessin«, brummelt Tristan, lächelt dabei aber.

Ich liebe diesen Spitznamen. Seit wir als Kinder den Geschichten meiner Großmutter über verlorene Welten, tapfere Ritter und geraubte Jungfrauen gelauscht haben, bin ich seine Prinzessin und er ist mein Prinz. Koseworte, ausgesucht von Kindern, die ihre wahre Bedeutung nie

erfasst haben. Und jetzt, da wir sie begreifen, sind sie so fest in uns verankert, dass wir sie nicht mehr loslassen wollen.

»Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, dass du mal Erster warst«, necke ich ihn. »Das muss Jahre her sein.«

Er greift mit der Linken nach dem Ende meines geflochtenen Zopfes und zieht spielerisch daran. »Werd bloß nicht frech! Ich bin mir ziemlich sicher, dass es erst vor ein paar Wochen war, als ich dich zuletzt überholt habe.«

»Du solltest dich weniger auf dein Waffentraining konzentrieren«, sage ich. »Letztendlich wird dir deine Schnelligkeit das Leben retten, wenn du da draußen auf einen von denen triffst.«

Mit einem Stirnrunzeln schüttelt er den Kopf. »Es wird noch eine Weile dauern, bis sie mir erlauben, auf Streifzüge zu gehen. Bis dahin habe ich genug Zeit, um weiter mit dir zu üben. Aber es ist eine Verschwendung, dass sie dir nicht erlauben, ebenfalls eine Waffe zu führen.«

Ich schlage die Augen nieder. Das ist ein Thema, mit dem ich schon fast mein ganzes Leben hadere. Ich bin schneller und wendiger als die Jungen in meinem Alter, und auch im Nahkampf könnte ich die meisten von ihnen mühelos besiegen. Trotzdem werde ich nie eine Rüstung oder Waffe bekommen, werde nie den roten Mantel anlegen dürfen, um die Stadt und unsere Siedlung vor den Stadtmauern verteidigen zu dürfen.

»Du weißt, warum ich nicht kämpfen darf«, sage ich, ohne aufzublicken. »Ich bin ein Mädchen.«

Tristan schweigt einige Herzschläge lang, bevor er murmelt: »Ja, das ist nicht zu übersehen.«

Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihn falsch verstanden habe, und schaue nach oben. Sein Blick hat einen seltsamen Ausdruck angenommen, der ein wohliges Kribbeln meinen Rücken hinunterschickt.

Tristan ist ein Jahr älter als ich, aber ich kenne ihn schon, seit ich denken kann. Da mein älterer Bruder gestorben ist, als ich noch klein war, bin ich als Dreikäsehoch immer Tristan hinterhergetapst, und weil er selbst keine

Geschwister hat, nahm er mich unter seine Fittiche. Man sah uns nur gemeinsam – Tristan und Scarlet. Wo der eine war, konnte der andere nicht weit sein. Wir wuchsen zusammen auf, heckten gemeinsam Streiche aus und lernten zur selben Zeit die Gebräuche unseres Volkes kennen. Er war mein Bruder und ich war seine Schwester.

Zumindest war das bis vor Kurzem noch der Fall.

Wenn ich ihn heute anschau, sehe ich so vieles, was mir eigentlich vertraut sein sollte, aber gleichzeitig neu ist. Die Farbe seiner Augen zum Beispiel: ein helles Violett, das mich an blühenden Flieder erinnert. Vor einem Jahr wäre ich nie auf solche Vergleiche gekommen, doch jetzt ertappe ich mich immer häufiger dabei, wie ich alltägliche Dinge sehe und an Tristan denken muss.

Als ich gestern in der Hütte meiner Großmutter, der Ältesten unseres Clans, war, habe ich sie dabei beobachtet, wie sie etwas mit einem ihrer seltenen Kohlestifte auf ein Pergament geschrieben hat. Die Zeichen, die der Stift auf dem Untergrund malte, ließen mich hingegen an meine Haarfarbe denken: Auf den ersten Blick erscheinen sie schwarz, doch wenn die Sonne daraufscheint, erkennt man dunkelbraune Strähnen.

Heute Morgen, als ich in den Himmel schaute, erinnerte mich die Farbe der Wolken, die gerade von der aufgehenden Sonne berührt wurden, an das goldene Schimmern von Tristans Haaren.

Jetzt hängen ihm einzelne feuchte Strähnen bis in die Augen und meine Fingerspitzen kribbeln vor Verlangen, sie ihm aus der Stirn zu streichen. Auch dieses Gefühl ist völlig neu. Tristan ist mir so nah, dass ich seinen unregelmäßigen, aber warmen Atem auf dem Gesicht spüren kann. Sein vertrauter Geruch nach Leder und Holz wird von Schweiß und etwas anderem, was ich nicht zuordnen kann, überdeckt. Ich atme tief ein und wünsche mir, dass er immer so riechen würde.

»Wir sollten zurückgehen«, sage ich, um mich selbst von dem Chaos in meinem Inneren abzulenken. »Sie haben

mittlerweile bestimmt bemerkt, dass wir verschwunden sind.«

Statt meiner Aufforderung nachzukommen, stemmt Tristan die andere Hand ebenfalls gegen den Baumstamm. Ich bin zwischen seinen Armen gefangen. Mit wild klopfendem Herzen schaue ich wieder zu ihm auf und das Funkeln in seinen Augen lässt mich nach Luft schnappen.

»Der Clan weiß, wo wir sind«, sagt er. Seine Stimme klingt kratzig und ungewohnt, aber es gefällt mir. Keine Ahnung, wieso. »Scarlet, ich muss etwas mit dir besprechen.«

Mir wird ganz mulmig zumute, doch ich nicke, trotz des warnenden Kribbelns in meinem Bauch.

»Ich habe nur keine Ahnung, wie ich es sagen soll«, murmelt er und stößt den Atem aus.

Ohne mich auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, bewegt er sich mit dem Oberkörper auf mich zu und lehnt die Stirn gegen meine. Ich bin so überrascht darüber, dass ich vergesse zu atmen. Sein Blick hält meinen gefangen, während seine Nasenspitze an meiner entlangstreicht.

»Sag mir, dass ich aufhören soll«, wispert er so nah an meinen Lippen, dass ich glaube, die Bewegung seines Mundes spüren zu können. »Sag mir, dass das eine blöde Idee ist.«

»Es ist eine blöde Idee, Prinz«, antworte ich ebenso leise. Er zögert, will sich wieder zurückziehen, doch ich erwidere schnell: »Das heißt aber nicht, dass du aufhören sollst.«

Er löst eine Hand vom Baumstamm und legt sie an meine Wange. Seine Handfläche ist warm und die Berührung lässt einen wohligen Schauer durch meinen Körper rauschen.

»Wann hast du aufgehört, meine kleine Prinzessin zu sein?«, fragt er, bevor er mit den Lippen über meine streift. Zögerlich, unsicher, fragend. Und doch stark genug, um die Haut, die er berührt hat, kribbeln zu lassen.

Ich will ihm antworten, dass ich mich nicht verändert habe. Dass ich noch immer die Scarlet bin, die er schon sein

Leben lang kennt. Aber kein Wort kommt aus meinem Mund. Viel zu gespannt warte ich darauf, seine Lippen erneut zu spüren.

Ein Rascheln im Gebüsch neben uns lässt uns jedoch auseinanderschrecken. Schnell mache ich einen Schritt zur Seite, um eine Armlänge Abstand zwischen uns zu bringen, wie es von den Gesetzen unseres Clans gefordert wird.

Es ist Cedric, ein Junge in Tristans Alter, der plötzlich vor uns steht. Mein Herz schlägt bis zum Hals, als er uns mit hochgezogenen Augenbrauen mustert. Es macht mir Angst. Wie viel hat er gesehen? Kurz schiele ich zur Seite, wo Tristan scheinbar ungerührt mit verschränkten Armen an den Baumstamm gelehnt steht und Cedrics Blick mit einer Mischung aus Geringschätzung und Missmut begegnet.

»Ich habe mir gedacht, dass ich dich hier finde, Tristan«, sagt Cedric, bevor er wieder zu mir schaut. »Spielst wohl wieder mit den kleinen Mädchen, was?«

Ich schlucke den Ärger über seine Bemerkung hinunter und senke den Blick, wie es von mir erwartet wird. Obwohl ich gegen den pummeligen Cedric während der Trainingseinheiten immer gewonnen habe, gibt es nichts, was ich ihm jetzt entgegensetzen dürfte. Dass ich überhaupt mit ihnen trainieren und zumindest das Grundtraining absolvieren darf, grenzt an ein Wunder und ist nur meiner Großmutter zu verdanken, die nach dem Tod meines Bruders darauf bestanden hat, dass ein Nachkomme aus ihrer Blutlinie im Kampf gegen die Gefahren dieser Welt unterwiesen wird. Ich gehöre zu den Besten. Das bedeutet aber nicht, dass mir die Gleichaltrigen mit Respekt begegnen. Eher ist das Gegenteil der Fall.

Trotz meines Könnens darf ich nur am Verteidigungs- und Ausdauertraining teilnehmen. Es ist mir unter Strafe verboten, eine größere Waffe als einen Dolch in die Hand zu nehmen, obwohl ich mir sicher bin, dass ich besser damit umgehen könnte, als die meisten Gleichaltrigen.

Cedric ist seit jeher ein Idiot, sein Spott trifft mich

dennoch. Ich bin kein kleines Mädchen, sondern eine junge Frau, wie mir jeden Tag mehr und mehr bewusst wird. Ich versuche, die Veränderungen zu verstecken und die neuen Gedanken, die mir vor allem in Tristans Gegenwart in den Sinn kommen, zu verdrängen, aber es gelingt mir nicht immer.

»Wir haben trainiert, Cedric«, stellt Tristan in einem Tonfall klar, der keinen Widerspruch duldet. »Etwas, worauf du dich auch öfter konzentrieren solltest, wenn du nicht während deines ersten Einsatzes krepieren willst.«

Cedric verzieht angewidert den Mund, wagt aber nicht zu widersprechen. Wahrscheinlich, weil Tristan der Sohn unseres neuen Häuptlings und dessen Nachfolger ist, und Cedric war immer schon darum bemüht, sich möglichst viele Vorteile zu sichern. Eine Unart, die er sich von seinem Vater abgeschaut haben muss.

»Ich verstehe einfach nicht, warum du deine Zeit mit ihr verschwendest.« Mit der Hand macht er eine abwertende Geste in meine Richtung. »In zwei Jahren ist sie eh verschwunden.«

Tristans rechte Hand, die auf seinem Arm liegt, ballt sich zur Faust. »Das hat dich nicht zu interessieren. Warum bist du überhaupt hier?«

»Dein Vater schickt mich«, antwortet Cedric. »Er will, dass du sofort zu ihm kommst.«

Einen Moment lang zögert Tristan und wirft mir einen kurzen Blick zu. Dann stößt er sich vom Baumstamm ab und gibt Cedric mit einem Kopfnicken zu verstehen, dass er vorausgehen soll.

Ich bleibe, wo ich bin, schaue Cedric hinterher, als er im Unterholz verschwindet, und stelle mir vor, wie ich ihm den Dolch, den ich an der Hüfte trage, hinterherwerfe. Der Kerl ist ein aufgeblasener Wichtigtuer, der heiße Luft versprüht, wenn er nur den Mund aufmacht. Niemand würde ihn vermissen, da bin ich mir sicher. Und nachdem er uns unterbrochen hat, spüre ich den unbändigen Drang, ihn dafür büßen zu lassen.

Ehe ich mein Vorhaben in die Tat umsetzen kann, streift Tristan meine Hand im Vorbeigehen mit den Fingern und schenkt mir ein kleines Lächeln. Augenblicklich verpufft meine Wut und ich lächle zurück.

Ich lasse ihm und Cedric ein wenig Vorsprung, bevor ich mich auch auf den Rückweg zur Siedlung mache. Bei jedem Schritt meine ich Tristans Lippen auf meinen spüren zu können – und das hebt meine Laune merklich. Ob er mich noch einmal geküsst hätte, wenn Cedric nicht aufgetaucht wäre?

Gleichzeitig beschwingt und verwirrt laufe ich durch das Tor und nicke den beiden Wachen zu. Der Wall aus hölzernen, etwa drei Meter hohen Palisaden, der unsere komplette Siedlung umgibt, ist unsere einzige Schutzvorrichtung vor den Gefahren, die draußen im Wald auf uns lauern. Doch bis hierher trauen sie sich so gut wie nie. Die Siedlung unseres Clans liegt zu nah an einer der letzten befestigten Städte und wird dementsprechend gut bewacht. Niemand kommt ungesehen an uns vorbei.

Wir sind eines der letzten Bollwerke im Kampf gegen die Bedrohung, die jenseits unserer Grenzen in den dichten Wäldern lauert.

Seit über einhundert Jahren machen wir unsere Sache gut und beschützen die Bewohner der Stadt. Man erzählt sich, dass es außer unserer nur noch zwei weitere befestigte Städte da draußen geben soll, in denen Menschen leben und der Gefahr trotzen. Als mein Vater noch der Clan-Führer war, erhielt er in unregelmäßigen Abständen Briefe aus weit entfernten Orten und machte sich einmal im Jahr zu einem Treffen mit anderen Clan-Führern auf.

Ich hingegen war nie weiter als eine Stunde von unserer Siedlung entfernt und kenne die Welt hinter den dichten Wäldern, die unser Dorf umgeben, nur aus den Märchen meiner Großmutter.

Ich schlendere über die ausgetretenen Wege und lasse den Blick zu den niedrigen Hütten schweifen, die unser Zuhause sind. Es ist ruhig, wie immer, und ich begegne

kaum einer Menschenseele auf meinem Weg durchs Dorf. Die Wächter sind draußen und patrouillieren an unseren Grenzen. Andere Frauen oder gar Kinder gibt es nicht. Neben Großmutter bin ich das einzige weibliche Wesen, das hier lebt.

Unsere Hütte steht im hinteren Bereich der Siedlung, nah an den Palisaden. Dunkler Rauch steigt aus dem Schornstein auf. Seufzend öffne ich die Holztür, die mit einem lauten Knarren aufschwingt, und wappne mich gegen den beißenden Geruch, den Großmutter's Tinkturen versprühen und der mir in den Augen brennt.

»Ach, da bist du ja endlich«, begrüßt sie mich murrend, ohne von dem Kessel aufzublicken, in dem eine undefinierbare Brühe köchelt. Hoffentlich ist das nicht unser heutiges Abendessen. An ihrer gebeugten Gestalt sind die Lebensjahre nicht spurlos vorübergegangen, dennoch liegt in ihrer Haltung und der Erscheinung eine Würde, die nahezu jeden im Dorf vor Ehrfurcht den Blick senken lässt. »Ich dachte schon, du willst deine heutige Lektion schwänzen.«

»Nie im Leben«, sage ich schnell, auch wenn es eine Lüge ist.

Ich würde fast alles dafür tun, um nicht Großmutter's sterbenslangweiligen Vorträgen über heimische Pflanzen und deren Heilwirkung lauschen zu müssen. Doch das ist mein Schicksal, wenn ich hier in der Siedlung bleiben will. Ansonsten blüht mir das, was Cedric vorhin angesprochen hat: Ich muss weg, in die Stadt, um einem noch schlimmeren Schicksal ins Auge zu sehen.

»Bring mir ein paar Blätter des Nachtkrauts«, weist Großmutter mich an und deutet mit dem knorrigen Zeigefinger in Richtung ihrer Regale.

Ich gehorche und finde das gewünschte Kraut auf Anhieb. Seine dunkelblaue Farbe und die gezackten Blätter sind unverkennbar.

Als ich ihr die Blätter reiche, fragt sie: »Wofür wird Nachtkraut verwendet?«

»Es hilft, Fieber zu senken, wenn es nicht zu hoch ist, und kann bei ausreichender Dosierung einen Patienten in Schlaf versetzen, damit er die Behandlung oder seine Verletzungen nicht spüren muss«, leiere ich monoton herunter. »Außerdem stoppt es Blutungen und hilft, offene Wunden zu reinigen.«

»Aber?«, hakt Großmutter nach.

»Aber die Dosierung ist nicht einfach«, antworte ich gehorsam. »Wird es als Tinktur verabreicht, können ein paar Tropfen zu viel über Leben oder Tod entscheiden.«

»Wie kann es noch verabreicht werden?«

»Zerstoßen als Pulver, dann als Tee aufgebriht. Oder mit Fett verrieben als eine Paste, die direkt auf die Verletzung aufgetragen werden kann.«

»Sehr gut«, murmelt sie und nimmt die Blätter entgegen, um sie in den Kessel zu werfen. »Wo hast du dich wieder herumgetrieben?«

Ich verdrehe hinter ihrem Rücken die Augen. »Ich treibe mich nirgends herum«, murre ich. »Ich war am Waldrand und habe mit Tristan trainiert.«

Großmutter schmalzt mit der Zunge, ehe sie den Kopf schüttelt. »Hast du dir den Jungen noch immer nicht aus dem Kopf geschlagen? Du bist nicht mehr die Tochter des Clan-Führers. Dein Vater ist tot, ebenso wie dein älterer Bruder. Die Göttin möge ihren Seelen gnädig sein. Du hast keinen Sonderstatus mehr in diesem Dorf.«

»Ich weiß«, presse ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Du kannst ihn nicht haben, das weißt du hoffentlich auch«, fährt sie unerbittlich fort. »Du kennst die Wahl, die du hast.«

Ich wende mich ab und gebe mir die größte Mühe, meinen Ärger hinunterzuschlucken, doch es will mir nicht gelingen. Dieses Gespräch führen wir nicht zum ersten Mal. Seit sie mitbekommen hat, dass ich mehr für Tristan empfinde, als ich sollte, liegt sie mir damit in den Ohren. Keiner weiß von meinen Gefühlen für ihn; bis vorhin

wusste er es nicht einmal selbst. Wie es Großmutter herausbekommen hat, ist mir ein Rätsel. Sie schaute mir eines Tages, nachdem ich wieder vom Training mit Tristan zurückkam, prüfend ins Gesicht, während sich ihre Augen zu Schlitzen verengten, und sagte, ich solle noch nicht mal daran denken, mehr für ihn zu empfinden als für einen Freund aus Kindheitstagen. Ansonsten würde es mir nur das Herz brechen, denn Tristan ist der Sohn unseren Clan-Führers – und damit unerreichbar für mich. Ich stamme zwar aus dem Dorf, aber ein Nachfolger wird nie mit einem einfachen Mädchen wie mir verheiratet werden. Ich solle mir ihn sofort aus dem Kopf schlagen und ja nicht auf die Idee kommen, meinen Gedanken Taten folgen zu lassen. Was auch immer sie damit meinte. Damals tat ich ihre Worte als übertriebene Fürsorge ab, schließlich war ich mir sicher, dass sich Tristan nicht für mich interessieren würde und in mir nicht mehr sah als seine kleine Schwester.

Der heutige Tag allerdings belehrte mich eines Besseren.

Großmutter hat recht: Ich kenne die Wahl, die ich habe. Und Tristan kommt darin nicht vor.

Ich kann entweder so werden wie sie – eine Unberührbare, die Schamanin unseres Clans, die Heilerin und Seherin, die von jedem geachtet, aber auch gemieden wird, und der es verboten ist, einen Mann oder gar eine eigene Familie zu haben.

Oder ich teile das Schicksal aller anderen Frauen und lebe in der Stadt, wo ich in regelmäßigen Abständen ein Kind nach dem anderen gebären muss, damit die Menschheit überlebt.

Ja, meine Aussichten sind alles andere als rosig und in keiner von ihnen kommt auch nur der Hauch von Liebe oder Romantik vor, von denen ich in den unzähligen Geschichten und Märchen gehört habe.

Ich wende mich wieder zu der alten Frau am Kessel um. Sie ist nicht meine richtige Großmutter, auch wenn wir blutsverwandt sind. Sie ist die Tante meines Vaters und wurde schon von klein auf auf ihr Leben als Unberührbare

vorbereitet. Ich habe noch nie gehört, dass sie sich über ihr Schicksal beklagt hätte, aber andererseits macht sie auch keinen glücklichen Eindruck auf mich.

»Es gibt noch einen weiteren Weg für mich«, sage ich, während ich die Hände zu Fäusten balle. »Du hast darauf bestanden, dass einer aus der Blutlinie als Wächter ausgebildet wird. Ich kann kämpfen! Ich bin besser als die Jungen in meinem Alter. Ich kann ...«

Großmutter fängt an zu lachen. »Du kannst keine Wächterin werden, Scarlet. Es gibt keine weiblichen Wächter.«

»Aber warum?«, frage ich. »Ich würde da draußen länger überleben und mehr von denen töten als Cedric oder Mortimer. Ich könnte ...«

»Und was dann?«, unterbricht sie mich. »Glaubst du wirklich, dass unsere Wächter eine Frau in ihrer Mitte willkommen heißen würden? Es ist unerheblich, für wie gut du dich hältst. Sei lieber froh, dass ich dich vor die Wahl stelle, meine Nachfolgerin zu werden. Andere Mädchen würden für diese Option töten.«

»Ich will aber keine Unberührbare werden«, zische ich.

Großmutter zuckt ungerührt mit den Schultern. »Dann gehst du eben in die Stadt, sobald du achtzehn wirst, und verlässt sie für den Rest deines Lebens nicht mehr.«

Ich kenne die Geschichten, die man sich über die Städte erzählt ... Zwar war ich selbst noch nie dort, aber es soll kein Ort sein, an dem man für den Rest seines Lebens bleiben möchte. Ich habe die Männer des Dorfes belauscht, die regelmäßig in der Stadt ihre Frauen und Töchter besuchen oder dort auf Brautschau sind. Sie sprachen von Gebäuden, so hoch wie Bäume, von befestigten Straßen und Lichtern, die nicht aus Feuer bestehen, aber trotzdem die ganze Nacht brennen. Die letzten Städte sind eine Zuflucht, ein unüberwindbarer Schutz vor den Gefahren, die nachts in den Wäldern lauern, aber kein Mädchen und keine Frau betritt die Stadt und kommt von dort zurück.

Bis auf Großmutter. Sie besucht die Stadt regelmäßig,

um die Bewohner medizinisch zu versorgen. Es gibt zwar auch in den Städten Heiler und Unberührbare, dennoch genießt Großmutter einen gewissen Ruf, vor allem unter den Frauen der Männer unseres Clans. Sie bezahlen viel dafür, dass Großmutter nach ihnen sieht. Um was es sich bei ihren Krankheiten handelt, weiß ich jedoch nicht.

Und ich will es auch nicht herausfinden ... Das Leben in der Stadt ist nichts, was ich mir für mich vorstellen kann. Eingesperrt hinter Mauern ...

»Warum hast du mich ausbilden lassen?«, frage ich so ruhig wie möglich. »Du hast darauf bestanden, dass ich am Wächter-Training teilnehmen darf, was sonst nur den männlichen Nachkommen vorbehalten ist.«

»Es war nicht einfach, diese verbohrten Knacker davon zu überzeugen«, murmelt Großmutter. »Damals dachte ich, dass der Respekt, den sie deinem Vater entgegengebracht haben, stark genug gewesen wäre, um dich zu verschonen.«

»Verschonen?«, wiederhole ich. »Verschonen wovor?«

Der Blick aus ihren durchdringenden blauen Augen schweift an meinem Körper entlang. »Du wirst sie nicht ewig täuschen können. Die weite Kleidung, die du trägst, und die Leinenstreifen, die du dir jeden Morgen um die Brust schnürst, werden nicht mehr lange verbergen können, dass dein Körper sich verändert.«

Das Gespräch mit Tristan kommt mir in den Sinn. Er sagte, es sei nicht zu übersehen, dass ich eine junge Frau sei, und sah mich dabei so seltsam an.

»Frauen gehören in die Städte, das weißt du«, reißt Großmutter mich barsch aus meinen Gedanken.

»Aber es gibt Siedlungen, in denen auch Frauen leben«, halte ich dagegen.

»Ja, weil sie zu weit von der Stadt entfernt liegen und die Männer nicht mehr regelmäßigen ...« Sie verstummt abrupt und murmelt etwas, was ich nicht verstehen kann. »Wie dem auch sei, das gilt nicht für unsere Siedlung. Unsere Frauen müssen in die Stadt. Und das betrifft auch dich, jetzt, da dein Vater nicht mehr der Clan-Führer ist. Wäre er noch am

Leben, wärest du an einen anderen Clan-Führer verheiratet worden und dem Schicksal, das nun auf dich wartet, vielleicht entgangen.« Sie zuckt mit den Schultern. »Wobei es im Grunde ein und dasselbe ist. Ob du nun in der Stadt oder dem Dorf eines anderen Clans eingesperrt wärest, macht keinen Unterschied.«

»Hast du deshalb durchgesetzt, dass ich am Training teilnehmen darf?«, frage ich. »Was ist so schlimm an den Städten? Ich kenne nur Gerüchte, aber nichts Genaues.«

Erneut huscht ihr Blick zu mir und ihre Augen glänzen kalt. »Die Stadt an sich ist nicht schlimm, sondern das Leben, das du dort führen müsstest. Ich werde dich morgen mit nach Daarth ... in die Stadt nehmen. Lobrida, Cedrics Mutter, hat nach mir verlangt.«

»Was will sie von dir?«

»Das, was sie alle wollen: meine Hilfe.«

»Ist sie krank?«

Großmutter schüttelt den Kopf. »Nein, aber ohne meine Hilfe könnte sie sterben. Die Heiler in Daarth sind kopflose Narren, die die Leiden der Frauen nicht richtig kurieren können. Und die Unberühmbaren, die dort leben, sind so überlastet, dass sie nicht alle behandeln können.« Sie wendet sich wieder dem Kessel zu und rührt weiter darin herum. »Wir brechen morgen sehr früh auf. Du solltest zeitig zu Bett gehen.«

Ich wage nicht zu widersprechen. Einerseits graut es mir davor, in die Stadt zu gehen, doch andererseits will ich wissen, was dort vor sich geht. Woher stammen die Gerüchte? Und warum kommen die Frauen, die da leben, nie zurück?

Ich murmele: »Gute Nacht«, und steige die Leiter nach oben in den ersten Stock, in dem sich mein Zimmer befindet.

ASUKA LIONERA



ILLUMINATED
HEARTS

MAGIERSCHWÄRZE



DARK
DIAMONDS

ILLUMINATED HEARTS ~ PROLOG

Ich spüre ihre Angst.

Sie durchströmt mich, als wäre es meine eigene Empfindung. Zerreißt mich, weil ich wusste, dass es passieren würde. *Sie* wusste es. Und sie hat alle davor gewarnt, doch niemand wollte auf sie hören.

Ich bilde mir ein, den Rauch riechen und die Schreie hören zu können, die von der Stadt aus hoch zum Palast dringen. Aber hier, eingesperrt in meiner Welt, in der sie nicht existiert, ist es nichts weiter als eine Halluzination. Ich bin ein Gefangener, unfreiwillig zurückgeschickt ins Exil, obwohl ich nichts lieber getan hätte, als an ihrer Seite zu bleiben und kämpfend zu sterben.

Es ist erst drei Tage her, seit sie mich verstoßen hat, doch mir kommt es bereits wie eine Ewigkeit vor. Ich wandle in den Schatten meiner sterbenden Welt – in der Hoffnung, irgendein Schlupfloch zu finden, das mich zu ihr zurückbringt, obwohl ich genau weiß, dass es eine solche Hintertür nicht gibt. Nur durch einen besiegelten Pakt kann ein Wesen wie ich die Welt der Menschen betreten. Manchmal jedoch sind die Übergänge zwischen unseren Welten so dünn, dass ich kurze Blicke auf sie erhaschen und mich ihr nahe fühlen kann.

So wie heute Nacht.

Ich sehe sie an ihrem Fenster stehen, die Hände um den Sims verkrampft, während sie nach draußen starrt. Der hereindringende Nachtwind zerrt an ihrem braunen Haar, das offen über den Rücken fällt, und bauscht das schlichte weiße Schlafgewand um den Körper. Ihr Gesicht ist beinahe so bleich wie der Stoff an ihrem Leib – und in ihren Augen, in denen für gewöhnlich Neugier und Wissen

gleichermaßen aufblitzten, schwimmen Tränen. Beim Anblick der puren Verzweiflung, die sie ausstrahlt, zieht sich mein Herz schmerzhaft zusammen. Ich will zu ihr, will bei ihr sein in dieser schweren letzten Stunde, doch wann immer ich die Hand nach ihr ausstrecke, greife ich durch sie hindurch, als wäre sie nichts weiter als ein Trugbild.

Aber die Jahre, die ich an ihrer Seite verbracht habe, geben mir die Gewissheit, dass sie keine Illusion ist. Ich weiß, dass sie dort an ihrem Fenster steht, wie sie es so oft zuvor getan hat – nur eine Armlänge, doch gleichzeitig Welten von mir entfernt.

Ich will mir nicht einmal vorstellen, was gerade in ihr vorgehen muss, während sie dabei zusieht, wie ihre Stadt brennt und von Eroberern heimgesucht wird. So hat *sie* es prophezeit. Sie wusste es ... Und sie tat alles, um ihrer Stadt und deren Bewohnern dieses Schicksal zu ersparen. Sie hat ihre Brüder und ihren Vater mehrmals gewarnt, doch sie haben die Warnungen als das Geschwätz einer unwissenden Frau abgetan. Nur ich glaubte ihr. Ich hätte ihr alles geglaubt. Als ihr Familiar war ich ein ums andere Mal Zeuge ihrer Visionen, die sie in letzter Zeit immer häufiger und vehementer heimsuchten.

Tränen rinnen ihr über die Wangen und hinterlassen eine im Mondlicht glitzernde Spur. Ich strecke die Hand aus, um die Tränen wegzuwischen, doch greife erneut durch sie hindurch.

Plötzlich wird die Tür zu ihrem Gemach abgestoßen. Sie wirbelt herum und greift dabei nach einem goldenen Dolch, der auf dem Fenstersims liegt. Nicht eine Sekunde lang flackert Angst in ihrer Miene auf, als sie das Kinn reckt und die drei Männer, die ihr Gemach betreten, niederstarrt.

Meine stolze, furchtlose Prinzessin ...

Wie von selbst stelle ich mich zwischen die Männer mit den gezückten und mit Blut besudelten Schwertern und meine Herrin, doch keiner von ihnen nimmt Notiz von mir. Wie könnten sie auch? Ich bin nicht mehr ein Teil ihrer Welt, bin nichts weiter als ein wandelnder Schatten, der

immer wieder nach den dünnen Übergängen sucht, um wenigstens in der Illusion zu existieren, dass sie noch bei mir ist.

Im Moment würde ich alles dafür geben, den Männern das anzügliche Grinsen aus dem Gesicht zu schlagen. Die dunkle pulsierende Wut, die durch mich hindurchrauscht, lässt mich kaum noch einen klaren Gedanken fassen. Ich will ihre Schreie hören, wenn ich ihnen mit meiner Magie die Augen herausbrenne, damit sie nie wieder eine Frau auf diese Weise anschauen.

Das ist die schlimmste Strafe, die das Schicksal sich für mich hätte ausdenken können ... Ich muss dabei zusehen, wie meine Herrin allein einer Übermacht gegenübersteht. Ihr ist klar, dass sie nicht gewinnen kann. Selbst wenn es ihr gelänge, die drei Männer wie durch ein Wunder zu überwältigen, wird sie niemals heil aus der brennenden Stadt fliehen können. Sie wird sterben. Und sie weiß es. Dennoch hält sie den Kopf oben und den Rücken gerade und lässt sich nach außen hin ihre Angst nicht anmerken.

Trotz der Wut und Panik, die zu gleichen Teilen in meiner Brust toben, bin ich in diesem Augenblick unsagbar stolz auf sie.

Den Griff des Dolches fest umklammert weicht sie keinen Schritt zurück, als die Männer sich ihr grinsend und feixend nähern. Jeder anzügliche Blick, den sie an ihrem Körper auf- und abgleiten lassen, schürt in mir den Drang, die Eindringlinge auf der Stelle zu zerfetzen. Ich würde jeden Handel, jeden Pakt eingehen, um diese Möglichkeit zu erhalten. Doch ich kann nichts weiter tun als zuzusehen.

Ich war so lange an ihrer Seite, dass ich genau weiß, was sie in diesem Augenblick denkt. Sie will sterben, sucht bewusst den Tod im Kampf, denn die Alternative wäre für sie viel schlimmer. Als Prinzessin der Stadt gilt sie in den Augen der Eroberer als Trophäe. Sie würden sie zu einer Sklavin machen, sie erniedrigen und sich an ihr vergehen, wann immer ihnen der Sinn danach stünde. Lieber stirbt sie jetzt, als einem Leben in Unterdrückung entgegenzusehen.

Ich wünschte, sie hätte mich nicht zurückgeschickt. Ich wünschte, ich könnte in ihrer letzten Stunde Seite an Seite mit ihr kämpfen. Wir könnten den Krieg nicht gewinnen, aber ich würde jeden töten, der es auch nur wagt, ihr ein Haar zu krümmen.

Ein Teil von mir ist dankbar darüber, dass der Riss zwischen unseren Welten plötzlich schwimmt und ich nicht weiter mit ansehen muss, was mit ihr geschieht. Ich wüsste nicht, was schlimmer ist: ihren toten und womöglich geschändeten Körper vor mir zu sehen oder in ihre glanzlosen Augen schauen zu müssen, während sie in einem fernen Königreich auf Knien den Boden schrubbt – der Blick leer nach endlosen Demütigungen und ohne jedwede Hoffnung auf Rettung.

Dennoch hämmere ich mit beiden Fäusten gegen die Barriere, die unsere Welten voneinander trennt, und schreie und schreie und schreie, bis meine Stimme versagt. Immer wieder rufe ich ihren Namen, flehe um Verzeihung und verfluche sie gleichzeitig dafür, dass sie mich fortgeschickt hat.

Ich versinke in Dunkelheit, die mich vergessen lässt, wer oder was ich bin. Die mir jegliches Gefühl für Raum und Zeit nimmt. Was bleibt, sind Erinnerungen und die Gewissheit, dass ich versagt habe. Ich habe sie im Stich gelassen, als sie mich am dringendsten gebraucht hat. Ich wechsele zwischen meinen Gestalten hin und her, bis ich selbst vergesse, wer oder was ich bin.

Von Zeit zu Zeit höre ich den Ruf eines Mediums, das meine Hilfe verlangt, und spüre das Ziehen, das von meinem Dasein Besitz ergreift und mich zurück in die Welt der Menschen holen will. Doch ich ignoriere jedes Rufen, denn kein Licht ist so strahlend wie das meiner Herrin, die ich vor langer Zeit verloren habe.

Und bis ich dieses Licht wiederfinde, werde ich in der Dunkelheit und im Exil bleiben.

ILLUMINATED HEARTS ~ KAPITEL 1

Ich hasse den Sommer.

Ich hasse ihn aus tiefstem Herzen.

Die beste Lösung ist es, mich für die nächsten Monate irgendwo einzuschließen. Auf einer einsamen Insel oder so. Ganz weit weg, wo ich keine andere Menschenseele zu Gesicht bekommen muss.

Stöhnend lasse ich den Kopf auf die Theke vor mir sinken und ignoriere die Tatsache, dass meine Wange daran festklebt. Wenn ich die Augen ganz fest zukneife und mir vorstelle, ich wäre irgendwo in der Antarktis, bin ich für ein paar Sekunden schmerzfrei. Allerdings vergehen diese viel zu schnell, denn das Pulsieren im Kopf wird fast augenblicklich durch das hohe, einem Tinnitus ähnliche Fiepen abgelöst, das sogar das Stimmengewirr um mich herum übertönt.

Ich hätte zu Hause bleiben sollen ... Warum habe ich mich auch nur von meiner besten Freundin dazu überreden lassen, heute ins Café zu kommen? Wahrscheinlich, weil ich Sehnsucht nach ihr hatte ... Sie ist so ziemlich der einzige Mensch auf dem Planeten, der ansatzweise Verständnis für mich hat. Ich habe sie schon seit fast einer Woche vernachlässigt, also habe ich meine Sachen geschnappt und bin in die Stadt gefahren. Wahrscheinlich hätte ich sie doch bitten sollen, zu mir zu kommen ... Denn diese verdammten Kopfschmerzen bringen mich noch um ...

»Hier«, sagt Katie, meine beste Freundin, und stellt einen großen Erdbeershake vor mir ab. »Als Wiedergutmachung. Geht aufs Haus.«

Ohne auf meine Reaktion zu warten, huscht sie weiter, um die Bestellung eines Gastes anzunehmen, viele haben sich an einem tollen Tag wie heute im Café eingefunden und vertilgen riesige Eisbecher oder schlürfen mit ihren Freunden ein paar kühle Getränke.

Nur kurz verfolge ich Katie aus den Augenwinkeln. An den meisten anderen Bedienungen sehen die knallroten, nicht einmal knielangen Outfits mit den weißen Schürzen, die hier alle weiblichen Angestellten tragen müssen, lächerlich aus, aber nicht an Katie. Sie könnte einen blauen Müllsack angezogen haben und würde trotzdem alle Blicke auf sich ziehen. Ihre Haltung, ihre Bewegungen, ihr Lächeln – alles strotzt nur so vor Selbstbewusstsein. Und das kommt nicht von ungefähr. Katie ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Erscheinung – dank ihrer Gabe; gemeinhin wird sie als »schöner Schein« bezeichnet und ist ziemlich weit verbreitet. Sie kann damit das Licht um sie herum brechen und ihre Gestalt auf diese Weise geringfügig verändern; jedenfalls hat sie mir das so erklärt. Dadurch sieht sie immer aus wie aus dem Ei gepellt, wobei sie auch ohne die Gabe dank ihrer blonden Haare, der leuchtend blauen Augen sowie der zierlichen Figur ein Hingucker wäre.

Ich hingegen bin zwar nicht hoffnungslos entstellt, aber ich besitze nicht diese Schönheit, die fremde Leute dazu veranlasst, sich auf der Straße nach mir umzudrehen. Durchschnittliche Statur und Größe – etwas zu klein vielleicht –, weiche Formen, straßenkötterbraune Haare, die mir bis zur Mitte des Rückens reichen. Allerdings fehlt mir das Gespür für Mode und das Händchen für Frisuren, weshalb ich immer in bequemen Sachen und mit Pferdeschwanz unterwegs bin. Nur meine grünen Augen mit der dunkleren Umrandung um die Iris mag ich, aber auch sie lassen mich nicht aus der Masse herausstechen, denn um sie zu sehen, müsste man sehr nah an mich herankommen.

Und das ist etwas, was ich auf den Tod nicht ausstehen kann. Vor allem, wenn es sich dabei um einen Jungen handelt. Selbst bei meinen beiden älteren Brüdern springt der Fluch, den ich in mir trage, an, sobald sie in meine persönliche Komfortzone eindringen. Dann sind die Kopfschmerzen – eine Mischung aus Hämmern, Pulsieren

und dem Gefühl, dass ein glühender Nagel in meine Schläfen gerammt wird – nicht mehr auszuhalten.

Was würde ich nur dafür geben, auch wie Katie über den »schönen Schein« zu verfügen ...? Nicht weil ich unbedingt anders aussehen will. Mir wäre jede verdammte Gabe recht, solange ich dadurch auf *meine* verzichten könnte. Die verdient übrigens den Titel »Gabe« nicht im Geringsten; vielmehr ist sie ein Fluch. Ein nutzloser obendrein.

Ich hebe den Kopf, verziehe kurz den Mund, als es an der Wange zieht, und angele mit der Zunge nach dem Strohalm des Shakes, während ich starr auf die unbesetzte Theke vor mir schaue. Wenn ich all die Menschen hinter mir nicht ansehe, sind die Kopfschmerzen auszuhalten. Doch ein nervöses Kribbeln im Nacken, gepaart mit dem verhassten Fiepen sagt mir, dass wieder welche von *ihnen* hier sind. Das ist kein Wunder, schließlich sind sie überall, aber nur ich kann die Disharmonien sehen.

Katie kommt zurück und lässt sich auf dem Hocker neben mir nieder, wobei sie eine Strähne ihres blonden Haares aus der Stirn pustet. Immer in ihrer Nähe schwirrt eine Fee, die kleiner als meine Handfläche ist und einen so unaussprechlichen Namen besitzt, dass ich es aufgegeben habe, ihn korrekt wiedergeben zu wollen. Als sie bemerkt, dass ich sie anstarre, steckt mir die Kleine die Zunge heraus. Am liebsten würde ich sie dafür in dem Erdbeershake ertränken. Wir zwei kamen noch nie gut miteinander aus – sie ist ein schlimmerer Quälgeist als Tinkerbelle –, aber sie ist nun mal Katies Familiar, ob ich sie nun leiden kann oder nicht. Im Grunde habe ich nichts gegen die Kleine; es ist vielmehr der Umstand, dass Katie einen Familiar besitzt, ich aber keinen habe.

»Wie läuft es bei der Jobsuche?«, fragt Katie und tut so, als hätte sie die Entgleisung ihrer Fee nicht bemerkt.

Missmutig stochere ich mit dem Strohalm im Shake herum und murmele etwas Unverständliches. Noch ein Thema, um meine Laune langsam, aber sicher dem Nullpunkt entgegenschlittern zu lassen.

»Immer noch nicht besser?«

Ich zögere, schüttele dann aber den Kopf. Es bringt nichts, es vor ihr verheimlichen zu wollen, denn sie weiß, warum ich mich so schwertue. Hin und wieder jobbte ich hier im Café, zumindest so lange, bis mich Katies Chef hochkantig rausschmiss, weil ich zum wiederholten Male Getränke über Gäste gekippt hatte. Nicht absichtlich ... Na ja, es *war* absichtlich, aber ich hatte einen guten Grund! Nur leider will den niemand hören ...

»Brauchst du überhaupt einen Job?«, fragt Katie. »Ich meine, deine Eltern waren steinreich und deine Brüder sind so berühmt, dass sogar ich Poster von ihnen über dem Bett hängen habe.«

Ich verziehe angewidert den Mund. Das ist einer der Gründe, warum ich Katies Wohnung meide wie die Pest. Poster, auf denen meine Brüder mit blankem Oberkörper und Zahnpasta-Lächeln abgebildet sind, zählen nicht zu den Dingen, die ich ständig sehen muss. Mir reichen schon ihre angezogenen Varianten, vielen Dank.

Schnell verdränge ich den verstörenden Gedanken, was Katie beim Anblick der Poster wohl schon alles gemacht hat, und komme zum eigentlichen Thema zurück. »Ich *will* aber Geld verdienen«, halte ich dagegen und verschränke die Arme vor der Brust. »Am liebsten würde ich eher heute als morgen daheim ausziehen.«

Katie runzelt die Stirn. »Nimmst du es deinen Brüdern immer noch übel, dass sie dir verboten haben, einen Familiar zu bekommen?«

Mein Blick huscht zu ihrer Fee, bevor ich wieder gradeaus starre. Gefühlt *jeder* mit einem Fitzelchen Magie in sich besitzt einen verdammten Familiar! Nur ich nicht. Ich weiß bis heute nicht, warum sich meine Brüder so dagegen sträuben, und mittlerweile glaube ich, dass es keinen besonderen Grund dafür gibt, sondern sie mich einfach nur ärgern wollen. Oder weil sie mir klarmachen wollen, dass ich eben nur die kleine Schwester der berühmtesten Meister-Magier bin. Ich seufze innerlich über

diese Gedanken. Nein, so sind meine Brüder nicht. Sicher, wir geraten öfter mal aneinander, aber welche Geschwister tun das nicht? Aus reiner Bosheit würden sie mir keinen Familiar verweigern, doch den wahren Grund kenne ich nicht.

»Nicht nur das«, sage ich auf Katies Frage hin. »Ich bin es so leid, mir jeden Tag ansehen zu müssen, zu was sie fähig sind, während ich ...« Ich zucke hilflos mit den Schultern.

Meine beiden großen Brüder Zachary und Calvin sind die bekanntesten Meister-Magier unseres Landes. Es heißt, dass nur die Erwähnung ihrer Namen die abtrünnigen Magier, die wir auch gemeinhin kurz als »Abtrünnige« bezeichnen, vor Angst erzittern lassen. Die magischen Gaben meiner Brüder sind so ausgeprägt und dadurch ihre Familiare so mächtig, dass es niemanden gibt, der es mit ihnen aufnehmen könnte. Egal, wie stark der Abtrünnige ist, der sich ihnen entgegenstellen würde, sie besiegen ihn. Ohne nennenswerte Probleme. Und so haushoch, dass die Zeitungen und sozialen Medien die nächsten Tage über von nichts anderem sprechen. Die Klatschpresse ist voll mit Interviews und exklusiven Fotos der beiden, die für ihre – vornehmlich weiblichen – Fans auch gerne mal mehr von sich preisgeben. In regelmäßigen Abständen erscheinen sogar ganze Ausgaben, die nur ihnen gewidmet sind. Inklusive lebensgroßem Sonderdruck meiner halb nackten Brüder. *Würg.*

Zac, der Älteste von uns dreien, vermag es, die Luft um sich herum so zu beeinflussen, dass er fliegen kann, und für einen gewissen Zeitraum funktioniert das auch bei anderen Menschen und Gegenständen. Wenn er einen besonders guten Tag hat, kann er sogar einen Tornado beschwören, aber dazu benötigt er sehr viel Kraft. Damit diese Kraft in seinem Körper nicht überhandnimmt und ihn von innen heraus zerstört, steht an seiner Seite ein Familiar, der das Gegenstück zu seiner Kraft darstellt. Terra ist ein Erd-Familiar und so mächtig, dass sie nicht nur zwei Gestalten beherrscht, sondern sogar Erdbeben verursachen kann. Vor

allem, wenn sie wütend ist. Was ziemlich oft vorkommt und unsere armen Gärtner reihenweise dazu veranlasst zu kündigen.

Cal, der Mittlere von uns, hat die Macht über Eis und Schnee; beides kann er nach Lust und Laune hervorrufen und nach seinem Willen formen. Du möchtest Schnee zu Weihnachten haben? Dann engagiere meinen Bruder für deinen Wohnort! Er kriegt das auf jeden Fall hin. Inklusive des sprechenden Schneemanns, wenn er besonders dick auftragen will.

Doch Macht ist ein zweiseitiges Schwert, wie es in unserer Familienchronik so schön heißt. Auf der einen Seite gibt es das Licht – die strahlende Magie meiner Brüder, mit der sie Großes vollbringen können –, auf der anderen Seite hat diese ausgeprägte Magie auch ihren Preis.

Um das Eis und die Kälte in Cals Körper einzudämmen, kam für ihn nichts anderes als ein Feuer-Familiar infrage: Lumia kann die Gestalt eines Phönix annehmen und ist dann buchstäblich Feuer und Flamme. Aber meistens laufen sie und Terra in ihren menschlichen Formen herum, die jedoch nicht weniger eindrucksvoll sind als ihre wahren Gestalten.

Ich wünschte, ich hätte auch einen so coolen Familiar ... Selbst mit einer so klitzekleinen Fee, wie Katie sie hat, würde ich mich mittlerweile zufriedengeben. Aber gar keinen? Das ist echt nicht fair! Nicht nur, dass ich über keine herausragende Magie verfüge, ich bekomme nicht einmal einen Familiar und bin somit in den Augen der anderen nichts weiter als ein gewöhnlicher Mensch ... Geht es noch erbärmlicher? Ich schätze, nicht.

»Kam denn mittlerweile mal eine Antwort von der Magier-Allianz?«, fragt Katie, während sie mit einem Handtuch nachlässig über die Theke wischt.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie ignorieren meine Briefe, E-Mails und Anrufe. Seit dem einen Brief, in dem sie mir klar und deutlich gesagt haben, dass ich unbedeutend bin, stellen sie auf Durchzug.«

Ja, okay, vielleicht habe ich es auch ein bisschen übertrieben. Die täglichen E-Mails hätten echt nicht sein müssen. Aber ich war verzweifelt, verdammt! Und anstatt nur zu jammern und die Schuld anderen in die Schuhe zu schieben, wollte ich die Sache selbst in die Hand nehmen und etwas erreichen. Ich bin die Einzige in der Familie, die nicht mit einer coolen Magie auftrumpfen kann und die noch nicht mal eine Einladung der Magier-Allianz zu den Prüfungen bekommen hat. Natürlich würde ich mit Pauken und Trompeten durch die Tests rasseln, aber darum geht es nicht! Vielmehr darum, dass ich ein Mal – nur ein einziges verdammtes Mal! – auch dazugehören und zumindest eine Chance haben will.

»Wie viel Zeit bleibt dir noch?«, will meine beste Freundin wissen.

Lustlos stochere ich mit dem Strohalm im Milchshake herum. »Weniger als drei Monate.«

Nur noch drei Monate ... Da werde ich fünfundzwanzig und meine Chance, eine Meister-Magierin zu werden, ist dahin. Dann gehöre ich zum alten Eisen und kann mich gleich einsargen lassen. Mir muss dringend etwas einfallen, wie ich bis zur Deadline noch zu den Prüfungen zugelassen werden und sie bestehen kann! Doch ohne eigenen Familiar? Ausgeschlossen!

Seit vor gut einhundert Jahren die ersten Magiebegabten geboren wurden, gibt es einen regelrechten Hype auf alles, was mit Magiern zu tun hat. Jeder will einer sein, am besten noch ein Meister-Magier, aber dazu muss man die Prüfungen der Magier-Allianz bestehen. Und die sind nicht ohne, habe ich gehört, denn aus Erfahrung kann ich ja nicht reden ... Ja, auch ich wäre gern einer von ihnen. Schließlich gehört es in meiner Familie zum guten Ton, kraftvoll und berühmt zu sein. Dummerweise bin ich beides nicht. Ich bin nicht mal besonders intelligent und kann demnach keine hohe Laufbahn einschlagen. Im Grunde bin ich ein Totalausfall.

Doch bekannt und berühmt zu sein, hat nicht nur

Vorzüge. Aufgrund der Bedrohung durch die abtrünnigen Magier, gehen viele Meister-Magier dazu über, nur noch maskiert und mit Decknamen in Erscheinung zu treten. Dennoch haben es meine Brüder schon vor Jahren aufgegeben, ihre wahre Identität zu schützen. An den Wochenenden werde ich regelmäßig von kreischenden Groupies geweckt, die unsere Villa belagern und um Autogramme der beiden betteln oder einen Blick auf sie erhaschen wollen, wenn sie gerade im Pool schwimmen. Dummerweise genießen meine Brüder die Aufmerksamkeit in vollen Zügen und denken gar nicht daran, Security oder so was einzustellen, um der Meute Herr zu werden. Sonntagmorgens um acht Uhr stehen Zac und Cal bereits grinsend vor dem Zaun, der unser Grundstück umgibt, schwingen die Signierstifte und lassen geduldig Selfies mit sich machen.

Aber ich schweife ab. Und nein, ich bin nicht neidisch darauf! Okay, vielleicht ein bisschen ...

»Und wenn du auf eigene Faust zum Medium gehst und um einen Familiar bittest?«, schlägt Katie vor.

Ich schnaube. Als ob ich daran nicht schon selbst gedacht hätte! Nicht nur einmal habe ich mir die Schuhe angezogen und nach der Jacke gegriffen, um das Medium aufzusuchen, das in der Nähe des Hafens lebt und für unsere Stadt zuständig ist, doch jedes Mal habe ich einen Rückzieher gemacht. Im Nachhinein fallen mir die Gründe dafür nicht mehr ein, aber ich habe es nie geschafft, einen Fuß über die Türschwelle zu setzen. Es war, als hätte sich aus dem Nichts eine unüberwindbare Mauer vor mir aufgetan.

Es gibt verschiedene Studien, die untersucht haben, wie viele Menschen tatsächlich Magie in sich tragen. Laut diesen Studien besitzt einer von hundert latente magische Kräfte, die jedoch nicht ausreichen, um einen Familiar zu bekommen. Einer von tausend hat genug in sich, um einen Familiar versorgen zu können. Einer von zehntausend verfügt über genügend Magie, um ein Meister-Magier

werden zu können. Und einer von hunderttausend bekommt einen so mächtigen Familiar zugeteilt wie meine beiden Brüder.

Statistisch gesehen stehe ich also nicht allein da, dennoch kratzt es an dem kümmerlichen Rest des Selbstwertgefühls, das ich mir über die Jahre bewahrt habe.

Seufzend schiebe ich das leere Glas von mir. »Da ich keine herausragende magische Kraft habe, taue ich nicht zu einem Meister-Magier. Vielleicht sollte ich auf die andere Seite wechseln und ein Abtrünniger werden«, murmele ich.

»Das würdest du nur machen, um deinen Brüdern eins auszuwischen«, sagt Katie mit einem Glucksen in der Stimme.

Ich nicke. »Wahrscheinlich. Aber das würde nicht ausreichen, um sie für die Schul-Sache von damals büßen zu lassen. Dafür muss ich mir noch etwas richtig Perfides ausdenken.«

Dass sie mir verboten haben, auf die Magier-Akademie zu gehen, war das Schlimmste, was sie mir je angetan haben. Es ist ja nicht so, dass ich gar keine Magie in mir habe! Da ist etwas ... Allerdings manifestiert es sich nicht in den Elementen wie bei meinen Brüdern oder in sonst etwas, was man sehen oder anfassen kann. Trotzdem ist es da! Aber egal, wie oft ich auch versuche, es Zac und Cal verständlich zu machen – mehr als ein mitleidiges Lächeln und ein paar halbherzig dahergesagte aufmunternde Worte haben sie nicht für mich übrig.

Katie klopft mir auf die Schulter, ehe sie sagt: »Ich sehe schon, du bist nicht in der Stimmung, um etwas mit mir unternehmen zu wollen. Dabei habe ich doch gleich Feierabend! Und nach einem Schwimmbadbesuch, um uns bei der Hitze etwas abzukühlen, muss ich dich erst recht nicht fragen.«

Ich schüttele so stark den Kopf, dass meine braunen Haare hin und her fliegen. Wenn es etwas gibt, was ich noch mehr hasse als den Sommer an sich, dann sind das Schwimmbäder und Umkleidekabinen. Jeder Ort, an dem

ich leicht bekleidete Menschen sehen muss, löst bei mir sofort einen Fluchtinstinkt aus.

»Aber wie wäre es mit Kino?«, schlägt Katie vor. »Dieser neue Liebesfilm soll ganz gut sein.«

»Mich würde eher der Zombie-Film interessieren«, sage ich sofort.

Ein Kinobesuch liegt noch im Bereich des Möglichen – am besten zu unmenschlichen Uhrzeiten und dann ganz vorn in der ersten Reihe, wo so gut wie nie jemand sitzt.

Katie seufzt. »Von mir aus. Ich hole dich um halb sieben ab, in Ordnung? Aber irgendwann musst du deine Abneigung gegen alles, was mit Liebe zu tun hat, ablegen, sonst kriegst du nie einen Freund. Oder Freundin. Oder was auch immer.« Sie erhebt sich und zupft an dem kurzen Rock herum.

»Deswegen hast du mich hierherzitiert?«, frage ich entrüstet. »Um dich mit mir fürs Kino zu verabreden?«

Ich freue mich darüber, dass Katie etwas mit mir unternehmen will, aber das hätte sie mir auch als Nachricht schreiben können! Dafür hätte ich nicht extra in die Stadt gemusst ...

Katie mustert mich kurz, dann verzieht sie die vollen Lippen zu einem Lächeln. »Nein, nicht nur. Eigentlich wollte ich dir erzählen, dass ich jemanden getroffen habe, an den du dich vielleicht erinnerst.«

Im ersten Moment bin ich verwirrt. Bis auf Katie habe ich keine Freunde und mit den Leuten aus der Schulzeit habe ich nichts zu tun. Wen könnte sie also meinen?

Als es mir endlich dämmert, dass nur eine Person infrage kommen könnte, um sie so grinsen zu lassen, wird mein Mund staubtrocken. »Wen?«, hauche ich.

Sie beugt sich nach vorn und flüstert mir ins Ohr: »Justin Harper.«

Mein Herz macht einen Satz und ich schnappe nach Luft. Ich habe mir so sehr gewünscht, dass sie diesen Namen sagen würde, aber ich hätte nicht einmal im Traum damit gerechnet!

»Wo?«, will ich wissen.

Mehr als ein Wort am Stück bekomme ich nicht zustande; dafür dreht es sich in meinem Kopf zu sehr.

Mit einem wissenden Grinsen deutet Katie auf den hinteren Bereich des Cafés, dem ich bis eben keinerlei Beachtung geschenkt habe. Nur zögerlich folge ich dem Wink, entdecke seinen blonden Haarschopf jedoch sofort. Ein aufgeregtes Kribbeln breitet sich ausgehend vom Bauch im restlichen Körper aus. Ein Gefühl, das ich schon seit vielen Jahren nicht mehr gespürt habe und mich an Ort und Stelle erstarren lässt.

»Ich wollte erst abwarten, wie du heute drauf bist. An manchen Tagen stehst du völlig neben dir, aber gerade scheint es einigermassen zu gehen. Also ... Willst du ihn nicht ansprechen?«, fragt Katie, als sie sieht, dass ich mich nicht vom Fleck rühre.

»Ich ... Was? Nein! Bist du verrückt?«, zische ich ihr zu.

Nicht in einhundert Millionen Jahren könnte ich genug Mut aufbringen, um hinüber zu seinem Tisch zu gehen und ihn aus heiterem Himmel anzusprechen! Schließlich habe ich während der ganzen Schulzeit nicht viel mehr als ein gekrächztes »Hi« ihm gegenüber herausgebracht. Und selbst danach musste ich mich fast vor Aufregung übergeben. Na schön, habe ich auch ... Zählt nicht gerade zu meinen ruhmreichsten Erinnerungen.

Ich reibe mir mit beiden Händen übers Gesicht. Herrgott, er hält mich bestimmt immer noch für einen Freak! Wenn er mich überhaupt erkennt, was ich stark bezweifele. Schließlich habe ich während meiner katastrophalen Schulzeit nahezu alles Erdenkliche dafür getan, um so unauffällig wie ein Schatten zu werden.

Katie rammt mir den Ellenbogen in die Seite. »Jetzt geh schon hin und sag Hallo, wie ein zivilisierter Mensch! Er ist ohne Begleitung hier und hat sich nur einen Kaffee bestellt. Allerdings drückt er schon seit fast zwei Stunden auf seinem Handy herum. Das ist deine Chance!«

Chance? Es wäre mein Untergang! Wenn er mich ansehen

und nicht erkennen würde ... Oder wenn ich mich wieder übergeben müsste! Ich würde vor Scham im Boden versinken! Nein, dann könnte ich mir wohl gleich die Kugel geben.

Als ich zur Seite blicke, um Katie zu sagen, dass ich auf keinen Fall zu Justins Tisch gehen werde, ist sie verschwunden. Suchend huscht mein Blick durch das Café, während ich mit aller Kraft die aufflammenden Kopfschmerzen niederkämpfe, die mich sofort befallen, wenn ich eines der ungleichen Pärchen flüchtig ansehe. Als ich Katie entdecke, verschlucke ich mich fast an der eigenen Spucke. O nein, das macht sie nicht wirklich! Oder?! *Bitte, lass sie das nicht wirklich machen!*

Sie steht leicht über Justins Tisch gebeugt, während sie lächelnd mit ihm redet. Natürlich kann ich nicht hören, was sie sagt, aber die Handbewegung, die sie in meine Richtung macht, ist Hinweis genug, dass es sich bei dem Gespräch um mich dreht.

Man möge mir eine Schaufel reichen, damit ich mir hier und jetzt mein eigenes Grab buddeln kann.

Hastig greife ich nach Jacke und Handtasche und will so schnell wie möglich aus dem Café verschwinden, doch Katie steht bereits wieder neben mir, hakt sich unter und zerrt mich zu Justins Tisch. Dabei ignoriert sie geflissentlich meine Stolper-Aussetzer und die gezischten Verwünschungen, die ich ihr an den Kopf werfe, wenn sie mich nicht augenblicklich loslässt. Hier im hinteren Bereich ist es so voll und stickig, dass mich der misstönende Klang, den ich in Gegenwart von vielen Menschen höre, schier um den Verstand bringt.

»Ich will nicht!«, murre ich leise und versuche mich von ihr loszumachen. Leider ohne Erfolg.

»Du erinnerst dich bestimmt an meine Freundin Felicity, oder, Justin?«, fragt sie liebenswürdig, als wir den Tisch erreicht haben.

Mein Hals ist wie zugeschnürt und ich befürchte, dass ich mich jede Sekunde auf meine Schuhe übergeben muss.

Nur Justins himmelblaue Augen bewahren mich davor, völlig die Nerven zu verlieren. Sie sind so klar und hell, dass ich am liebsten darin versinken würde. Mein Herz macht einen Satz, als sich sein Blick auf mich legt. *Atmen, Feli! Und am besten den Mund geschlossen lassen, sicher ist sicher.*

Ein freundliches, aber distanzierendes Lächeln umspielt Justins Mund. »Natürlich erinnere ich mich an Ferdinand«, sagt er und reicht mir die Hand.

»Felicity«, verbessert Katie ihn, weil ich keinen Ton herausbekomme. Kann es sein, dass ich meine Zunge verschluckt habe?

»Felicity«, spricht ihr Justin schnell nach und überspielt so seinen Patzer. Da ich sie nicht ergreife, lässt er die Hand sinken, lächelt mich aber weiter an. »Schönes Wetter heute, nicht wahr?«

»Ja, ich mich auch«, antworte ich stockend.

Katie haut sich mit der freien Hand vor die Stirn und murmelt etwas, was ich lieber nicht genau verstehen will.

»Ich ... ich meine«, versuche ich es erneut, »du siehst auch toll aus.«

Verdammt, was rede ich da eigentlich? Wie war die Frage noch mal?

Justins schönes Gesicht nimmt einen mitleidigen Ausdruck an. Okay, das war's! Ich bin erledigt. Am besten wäre es, wenn ich in die Antarktis auswandere und mich dort auf einer einsamen Scholle einquartiere, wo ich nie wieder einem anderen Menschen über den Weg laufen muss ... Dann treibe ich aufs Meer hinaus und sterbe dort und niemand wird mich je vermissen.

»Bleibst du noch länger in der Stadt?«, fragt Katie.

Justin konzentriert sich auf sie und nickt. »Für zwei Wochen – dank meiner neuen Arbeitsstelle.«

Er neigt den Kopf, als würde er über etwas nachdenken. O Gott, er sieht so verdammt gut aus! Und so intelligent, wenn er den Kopf auf diese Weise neigt. Ich muss mich dazu zwingen, nicht zu sabbern, und mich stattdessen auf die Worte konzentrieren, die seinen Mund verlassen, damit

ich mich nicht noch mehr blamiere als bereits geschehen.

»In fünf Tagen gebe ich eine Party, um meinen Job zu feiern und die neuen Kollegen kennenzulernen. Wollt ihr nicht auch kommen? Schließlich kennen wir uns ja von früher. Ein paar andere aus der Abschlussklasse sind auch da. Wir könnten es als eine Art inoffizielle Klassenfeier ansehen.«

Sein Blick huscht kurz zu mir, dann wendet er sich wieder Katie zu, die für uns beide antwortet.

»Das ist aber nett«, höre ich meine beste Freundin sagen. »Wir kommen natürlich sehr gerne!«

Justin grinst. »Gibst du mir deine Nummer? Dann schicke ich dir Datum und Ort als Nachricht.«

Natürlich stellt er Katie diese Frage, nicht mir. Wahrscheinlich denkt er, dass ich im Moment nicht in der Lage wäre, meinen eigenen Namen auszusprechen, geschweige denn die Telefonnummer aus dem Gedächtnis wiederzugeben. Und dummerweise hat er recht damit. Katie setzt ihr strahlendstes Lächeln auf und nennt Justin ihre Nummer, die er schnell auf die Serviette kritzelt. Dann verabschieden sie sich voneinander und Katie zerrt mich hinter sich her zurück zum Tresen.

»Was war das denn gerade?«, fragt sie, nachdem ich mich seufzend auf dem Barhocker niedergelassen habe. »Hast du dein Gehirn im Milchshake versenkt, als ich dich abgeholt habe?«

Ich ziehe mit dem Zeigefinger imaginäre Linien auf dem klebrigen Tresen nach und weiche dadurch ihrem stechenden Blick aus. »Nein«, nuschele ich. »Du weißt ganz genau, dass ich mich in Gegenwart von anderen nicht so wohlfühle. Du hast mich ... überfordert.«

Sie macht eine wegwerfende Handbewegung. »Egal, ist nun nicht mehr zu ändern. Aber immerhin haben wir eine Einladung zu seiner Party. Da will ich mehr Einsatz von dir sehen, hast du gehört, Feli? Einsatz! Du wirst dir etwas Nettes anziehen, das dir nicht bis zum Kinn reicht und sämtliche Haut bedeckt, dir etwas Farbe ins Gesicht hauen,

lächeln und vor allem zuhören. *Zuhören!* Klar so weit?»

»Glasklar«, murmele ich und senke den Blick. »Auf den Schock brauche ich dringend frische Luft. Willst du mitkommen?«

Doch Katie schüttelt den Kopf. »Ich muss wieder an die Arbeit, gut eine Stunde habe ich noch vor mir. Wir sehen uns heute Abend und gehen gemeinsam ins Kino.«

Ich will protestieren, hebe aber die Hand und nicke. Sie muss arbeiten und kann sich nicht die ganze Zeit über mit mir unterhalten. Ich schaue auf meine Füße, als ich mir einen Weg aus dem überfüllten Café bahne. Um diese Uhrzeit sind bereits viele Gäste da; einige Familiare, die die Gestalt von Hunden oder Katzen angenommen haben, liegen neben den Tischen. Ich schlage den Kragen meiner Jacke hoch, die eigentlich viel zu dick für diese Jahreszeit ist, und verlasse das Gebäude, ohne mit jemandem Blickkontakt aufzunehmen.

Draußen winke ich mir sofort ein Taxi herbei, das mich schnurstracks nach Hause fahren soll. Ich habe Glück: Im selben Moment, als ich die Hand hebe, hält bereits ein Wagen vor mir, ohne dass ich länger als ein paar Sekunden inmitten fremder Menschen zubringen muss.

Als ich dem Fahrer meine Adresse nenne, dreht er sich im Sitz zu mir um und zieht eine Augenbraue hoch, nachdem er mich gemustert hat. »Gehören Sie auch zu den Fans von *Ice King* und *Air Master*?«

Ich verdrehe die Augen. Erwähnte ich schon, dass meine Brüder die Ausgeburten der Bescheidenheit sind? Und ja, ihre Magier-Namen haben sie sich selbst gegeben. Wie viele Groupies der Taxifahrer wohl schon zu unserem Haus gefahren hat? Es wundert mich, dass die Villa noch nicht ein Haltepunkt auf der Stadtrundfahrt ist und sie die kreischenden Meuten mit Doppeldeckerbussen zu uns karren ...

Der Fahrer schaut wieder nach vorn und lässt den Motor an, bevor er sich in den fließenden Verkehr einfädelt.

»Meine Tochter spricht von kaum etwas anderem als den beiden bekanntesten Meister-Magiern, die es zurzeit gibt«, redet er weiter. Ich wünsche, er würde den Mund halten. »Haben Sie den Kampf gegen *Dead Sniper* verfolgt? Bestimmt haben Sie das, der wurde schließlich tagelang in den Nachrichten gezeigt und sogar live im Internet übertragen. Das war ein Kampf! Hab selten so was Episches gesehen!«

Er plappert noch weiter, doch ich lehne den Kopf gegen die kühle Fensterscheibe und versuche keines seiner Worte wahrzunehmen.

Meine Brüder sind toll. Sie sind sogar mehr als toll. Das, was sie leisten, ist großartig. Nur mich ... Mich kennt niemand, und ich habe es satt, weiterhin in unserer Villa zu wohnen, ohne selbst etwas beitragen zu können. Ich *will* arbeiten oder eine Meister-Magierin werden oder irgendetwas mit meinem Leben anfangen, aber ich habe das Gefühl, dass ich nicht über die endlosen Steine auf meinem Weg klettern kann. Der erste Schritt wäre, zu Hause auszuziehen, damit ich nicht ständig meine in jeder Hinsicht perfekten Brüder vor der Nase habe. Vielleicht könnte ich dadurch etwas Abstand gewinnen und mich darauf konzentrieren, was ich will und schaffen kann.

Aber wohin sollte ich? Und womit soll ich meinen Lebensunterhalt bestreiten? Ich könnte einfach etwas von dem Erbe meiner Eltern nehmen und verschwinden. Doch was dann? Wie lange würde ich durchhalten? Auf keinen Fall will ich wieder angekrochen kommen ... Manchmal verfluche ich meinen verdammten Stolz.

Abgesehen davon haben mir meine Brüder verboten, die Stadt zu verlassen, weil sie »da draußen« nicht mehr auf ihre kleine Schwester aufpassen könnten. Weil sie sich nie die Mühe gemacht haben, ihre wahren Identitäten geheim zu halten, wäre es theoretisch denkbar, dass abtrünnige Magier, die sich den dunklen Mächten verschrieben und noch ein

Hühnchen mit meinen Brüdern zu rupfen haben, versuchen könnten, über mich an sie heranzukommen. Viele Fragezeichen, ich weiß, aber irgendetwas darüber hinaus lässt mich zögern. Wenn es wirklich jemand auf mich abgesehen hätte, gäbe es nichts, womit ich mich wehren könnte. Ich wäre die klassische Jungfrau in Nöten – und das meine ich durchaus wörtlich –, die auf die Hilfe ihrer ach so tollen Brüder angewiesen wäre, die mal wieder den Tag retten müssten.

Ich liebe meine Brüder – auch wenn ich ihnen in regelmäßigen Abständen die Hälse umdrehen möchte – und sie lieben mich. Sie vergöttern mich sogar regelrecht, und wenn sie könnten, würden sie mich in mehrere Lagen Watte packen und irgendwo hinter Stahltüren einschließen, um mich vor jedweder Gefahr zu schützen. Wir halten zusammen wie Pech und Schwefel, vor allem seit unsere Eltern gestorben sind. Doch jedes Mal, wenn sie ausziehen, um den Tag, die Stadt oder die ganze Welt zu retten, bleibe ich zurück und sehe ihnen nach. Nie weiß ich, ob sie zurückkommen werden. Ich kann nichts weiter tun als zu hoffen.

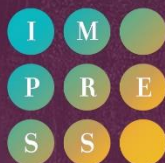
So gern würde ich einen Beitrag leisten, doch ich verfüge über keine Magie, die in einem epischen Kampf gegen einen Abtrünnigen etwas nützen würde.

Ich bin dazu verdammt, das nutzlose schwarze Schaf unserer Familie zu sein und ewig im Schatten meiner Brüder stehen zu müssen ...

ASUKA LIONERA



FALKEN
MÄDCHEN



FALKENMÄDCHEN ~ KAPITEL 1

Schon seit einer Weile kann ich meine Finger nicht mehr spüren, doch ich zwingen mich dazu weiterzumachen.

Aus den Augenwinkeln werfe ich einen Blick auf den Wäscheberg neben mir und seufze. Es kommt mir vor, als wolle er gar nicht abnehmen, egal, wie viele Kleidungsstücke ich säubere. Fast, als würde eine unsichtbare Macht immer wieder ein neues Stück obenauf legen.

Ich ziehe das Hemd, das ich gerade im Fluss auswasche, aus dem eiskalten Wasser und puste mir in die Hände, ehe ich sie fest aneinanderreibe, in der Hoffnung, sie dadurch wärmen zu können. Leider ist dies nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Meine Haut ist rot und rissig, die Finger sind steif vor Kälte.

Ich greife nach dem nächsten Wäschestück, tauche es mehrmals in das eisige Wasser und wringe es anschließend trocken, während ich verbissen versuche den Schmerz in meinen Händen zu verdrängen. Es ist, als würden tausend spitze Nadeln durch meine Haut stechen, bis jede noch so kleine Bewegung meiner Finger zur Qual wird.

Fahl scheint der Mond zwischen den Zweigen hindurch, direkt auf den Haufen schmutziger Wäsche, der mich zu verhöhnen scheint. Ich lasse den Kopf hängen, schließe die Augen und atme durch. Danach bewege ich ein paar Mal die Schultern vor und zurück, um die verkrampten Muskeln zu lockern. Ich knie schon Stunden auf den harten Ufersteinen, ohne mich großartig zu bewegen, sodass meine Füße

mittlerweile gefühllos geworden sind.

Mit klammen Fingern streiche ich mir einige blonde Strähnen aus dem Gesicht und mache mich nach der kurzen Pause wieder an die Arbeit. Ich muss fertig werden, bevor die Sonne aufgeht, und ich habe noch ordentlich zu tun. Keine Zeit für Trödeleien!

Wie immer bin ich um diese Zeit allein, doch ich habe keine Angst. Niemand traut sich nachts in den Wald. Die Dorfbewohner fürchten sich vor den wilden Tieren, die hier lauern, von denen ich aber noch nie eines zu Gesicht bekommen habe.

Aber Tiere meiden für gewöhnlich meine Gegenwart. Sie spüren besser als Menschen mit einer untrüglichen Gewissheit, dass ich anders bin. Dass mit mir etwas nicht stimmt.

Und sie haben recht.

Über die Jahre bemerkten auch die Menschen mein Anderssein. Mondscheinmädchen und Nachtkind sind die netteren Worte, mit denen sie mich betiteln, wenn sie mich zu Gesicht bekommen. Ich kann es ihnen nicht verübeln, schließlich fürchten Menschen seit jeher alles, was anders ist als sie selbst.

Allein die Tatsache, dass mich noch niemand bei Tageslicht gesehen hat, reicht, um die Dorfbewohner misstrauisch werden zu lassen.

Ich gebe mir Mühe, freundlich zu sein, wenn ich des Nachts auf meinem Weg in den Wald anderen Menschen aus dem Dorf begegne. Meistens erhalte ich keine Antwort auf meinen Gruß und das Lächeln gefriert mir auf den Lippen, wenn sie das Zeichen gegen das Böse machen, während ich an ihnen vorbeilaufe. Ich gebe vor, das Getuschel nicht zu hören, wenn sie denken, ich sei weit genug entfernt, doch in Wahrheit schmerzt jedes gehässige Wort. Manchmal so sehr, dass ich am liebsten herumwirbeln und die Leute anschreien würde, dass es keinen Grund gibt, mich derart abwertend zu behandeln. Schließlich habe ich nie jemandem etwas getan. Dennoch beiße ich die Zähne

zusammen und schlucke den Ärger und die Wut hinunter, so wie Vater es mich von klein auf gelehrt hat.

Es schmerzt mich, dass ich nur unfreundlich behandelt und gemieden werde. Dass ich keine Freunde habe. Dass ich immer allein bin.

Wütend schüttele ich den Kopf, um die aufkommende Schwermut zu vertreiben. Es hat keinen Sinn, in Selbstmitleid zu versinken, das weiß ich, aber es ist so schwierig, immer nur fröhlich zu sein.

Als Zweige hinter mir knacken, wirbele ich erschrocken herum und starre in den dunklen Wald. Eine massige, kohlschwarze Gestalt schält sich aus den Schatten und kommt direkt auf mich zu. Anstatt jedoch ängstlich zurückzuweichen, lächele ich meinem Vater zu.

Er nickt brummend, ehe er sich behäbig neben mir am Flussufer niederlässt. Aus goldenen Augen mustert er den Berg Dreckwäsche, doch ich zucke nur mit den Schultern. Wir beide wissen, dass ich diese mühevollen Aufgabe Mutter zu verdanken habe, aber ich beschwere mich nicht. Irgendetwas muss ich schließlich für unsere Familie tun und da es nicht viel gibt, was ich bei Nacht erledigen kann, kümmerge ich mich eben um die Wäsche.

Ich liebe es, wenn Vater mich besucht und mir für ein paar Stunden Gesellschaft leistet. Er ist der Einzige in unserer Familie, der mich versteht.

Denn er ist so wie ich.

Ich lasse für einen Moment die Wäsche Wäsche sein, rutsche näher an ihn heran und kuschele mich in seinen warmen Pelz. Er riecht nach Wald und Erde. Ich liebe diesen Geruch. Vorsichtig legt er eine seiner großen Pranken um mich, immer darauf bedacht, mich nicht mit seinen Krallen zu verletzen.

»Schön, dass du da bist«, murmele ich, obwohl ich weiß, dass ein Gespräch unmöglich ist.

Vater gibt ein tiefes Brummen von sich, sodass meine Wange vibriert, mit der ich mich an seinen Pelz schmiege.

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wann ich

meinen Vater je richtig umarmt habe, wenn er nicht in seiner tierischen Gestalt war. Wann ich Haut statt Fell unter den Fingern gespürt habe, wenn ich ihm nahe war.

In den dunklen Stunden der Nacht, in denen ich mit meinem Schicksal hadere, frage ich mich, womit gerade eine gute Seele wie mein Vater diesen Fluch verdient hat. Warum er ihn ausgerechnet an mich weitergegeben hat, schließlich habe ich noch elf weitere Geschwister. Aber keiner von ihnen ist wie wir. Sie sind normal, führen ein gewöhnliches Leben und werden nicht von den anderen Menschen verachtet und gemieden.

Doch ein Gutes hat der Fluch, den Vater und ich in uns tragen: Er schweißt uns zusammen. Keines meiner Geschwister hat ein solch gutes Verhältnis zu Vater wie ich, obwohl wir kaum Zeit miteinander verbringen können. Allein die Gewissheit, dass es jemanden gibt, der versteht, was ich durchmache, nimmt mir eine gewaltige Last von den Schultern. Ich wüsste nicht, was ich ohne Vaters Rückhalt tun sollte.

»Ich muss weitermachen«, sage ich und winde mich aus seiner Umarmung. Obwohl ich nichts lieber täte, als einfach hier mit ihm zu sitzen und auf den Fluss zu starren, weiß ich, dass ich fertig werden muss, sofern ich nicht Mutters Zorn riskieren will.

Vater brummt und erhebt sich. Sehnsüchtig sehe ich ihm nach, wie er in den Wald tritt und im Unterholz verschwindet. Schon nach wenigen Metern ist sein schwarzer Pelz nicht mehr von der Umgebung zu unterscheiden. Ich wünschte, ich könnte ihm nachgehen.

Mein Vater ist ein Bär. Nun ja, zumindest nachts. Durch einen uralten Fluch, der seit Menschengedenken auf unserer Familie lastet, ist mindestens einer je Generation dazu verdammt, sich nachts in ein Tier zu verwandeln.

Auf mir lastet zwar auch der Fluch, jedoch bin ich sogar anders in meiner Andersartigkeit. Denn ich bin der einzige bekannte Tagwandler. Sobald die Sonne aufgeht ...

Ich schaue nach oben, um durch die Baumkronen den

Stand des Mondes abzuschätzen. Ich muss mich sputen, damit die Wäsche rechtzeitig vor Sonnenaufgang fertig und zu Hause abgeliefert ist, ansonsten wird Mutter mir das Leben ein weiteres Mal zur Hölle machen.

Oft nennt sie mich faul und nutzlos, weil ich nicht wie die anderen auf dem Feld mithelfen oder die Kühe melken kann. Als ob ich mich freiwillig jeden verdammten Tag verwandeln würde! Ich gäbe alles dafür, normal zu sein und wie meine Schwestern lachend und mit bunten Bändern im Haar sorglos durchs Dorf laufen zu können. Immer begleitet von den anerkennenden Blicken der jungen Männer.

Doch ein solches Leben werde ich niemals führen können. Tagsüber bin ich unsichtbar und ich existiere nur bei Nacht.

Denn ich bin das Mondscheinmädchen.

Trotz halb erfrorener Finger und vom Knien gefühlloser Beine schaffe ich es rechtzeitig, die saubere Wäsche nach Hause zu bringen und schnell über die Wäscheleinen zu hängen, die vor unserer Hütte gespannt sind. Drinnen scheint noch alles ruhig zu sein und ich höre das laute Schnarchen meiner Mutter bis nach draußen. Auch meine Geschwister sind noch nicht auf den Beinen, denn aus dem Stall dringt das empörte Muhen unserer Milchkühe, die darauf warten, gemolken zu werden.

Über den Hügeln erkenne ich bereits den hellen Lichtstreifen, der einen weiteren Morgen ankündigt, daher mache ich mich sofort wieder auf den Weg in den Wald, nachdem ich das letzte Kleidungsstück aufgehängt habe.

Wie jeden Tag folge ich meinem geheimen Pfad zu einer kleinen Höhle in der Nähe des Flusses, wo ich auf meine Verwandlung warte. Hier lasse ich, genau wie Vater, meine Kleider zurück, um sie bei Nachtanbruch wieder anziehen zu können. Der Höhleneingang liegt versteckt hinter

dichtem Gestrüpp, das ihn auch jetzt im Winter nahezu völlig verdeckt.

In der Vergangenheit wurden Vater und ich zwei Mal dabei beobachtet, wie wir uns verwandelten. Dass unsere Familie jedes Mal nahezu unverletzt vor den Dorfbewohnern und ihren Fackeln und Mistgabeln fliehen konnte, grenzt schon an ein Wunder.

Seit unserem dritten Umzug ist Mutters Laune am Boden. Eines Nachts hat sie sogar gedroht, sich von einer Klippe zu stürzen, wenn wir noch mal enttarnt werden, daher sind Vater und ich besonders vorsichtig; nicht nur wegen Mutters Drohung, sondern auch, weil wir meine elf Geschwister nicht schon wieder aus ihrer gewohnten Umgebung reißen wollen.

Ich krieche in die kleine Höhle, inhaliere den Geruch von Nässe, Moos und Erde, der für einen winzigen Moment meine Sorgen wegspült. Hier in unserem Versteck fühle ich mich sicherer und geborgener als in unserer Hütte. Zufrieden seufzend lehne ich mich gegen den kalten Stein und schaue nach draußen. Der Himmel ist bereits in ein helles Violett getaucht.

Es wird nicht mehr lange dauern.

Anfangs war die Verwandlung kaum auszuhalten. Schmerz ist kein Ausdruck dafür, wenn meine Knochen brechen und meine Muskeln zusammenschrumpfen, um sich der anderen Gestalt anzupassen, doch mit den Jahren ist es erträglicher geworden. Nicht weniger schmerzhaft, aber auszuhalten. Vielleicht ist es auch nur Gewohnheit.

Seit fast zwanzig Jahren werde ich bei jedem ersten Sonnenstrahl in diese Gestalt gezwungen. Ein anderes – normales – Leben ist für mich unvorstellbar. Nachts zu schlafen, wie es Menschen für gewöhnlich tun. An einem Tisch zu sitzen, um gemeinsam mit der Familie zu essen. Hübsch zurechtgemacht ins Dorf zu gehen, um zusammen mit den anderen um das prasselnde Feuer zu tanzen.

All das ist für mich undenkbar.

Und wenn ich mir Vater ansehe, wird es auch niemals

anders sein. Er hat wenigstens das Glück, sich nur nachts zu verwandeln, was weniger Aufsehen erregt als mein Tagwandler-Dasein. Er hatte die Möglichkeit, sich eine Frau zu suchen und eine Familie zu gründen, auch wenn ich glaube, dass es zwischen meinen Eltern nie so was wie wahre Liebe gab oder je geben wird.

Ich verziehe bei dem Gedanken den Mund. Als ob ich Ahnung von Liebe hätte! Absoluter Quatsch! Ich habe noch nie einen Jungen umarmt oder gar geküsst. Wie sollte ich auch nachts jemanden kennenlernen? Am besten noch, während ich Mutters Aufgaben erledige, die mit jeder Nacht zuzunehmen scheinen.

Ich beiße die Zähne zusammen und starre in den Himmel, als könnte ich so die Sonne dazu bewegen, schneller aufzugehen. Ich muss mich ablenken, denn diese Gedanken tun mir nicht gut, schließlich kann ich nichts an meiner Situation ändern. Ich bin, wie ich bin, und damit muss ich leben.

Es hätte mich auch schlimmer treffen können. Als ich Vater einmal tagsüber besucht habe, hat er mir erzählt, dass sich eine Tante von ihm in einen Wurm verwandelt hätte. Das muss wirklich schrecklich gewesen sein. Gern hätte ich ihn mehr dazu gefragt, doch leider kann ich tagsüber nicht sprechen und er kann es nachts nicht.

Alles, was ich von einem Familienleben habe, ist Mutters verkniffenes Gesicht, das ich jeden Abend sehe, wenn sie monoton meine Aufgaben für die Nacht aufzählt, um dann wieder ins Bett zu verschwinden. Durch die geschlossenen Türen unserer Hütte höre ich das leise Schnarchen meiner Geschwister und beneide sie für alles, was ich nicht habe.

Endlich wird der Himmel heller und ich spüre das bekannte Kribbeln in meinem Körper, das die bevorstehende Verwandlung ankündigt. Gleich wird es sich in ein Zerren wandeln, meine Knochen werden sich verschieben und aus meiner Haut werden schwarze Federn sprießen. Jede einzelne spüre ich wie ein Schnitt ins Fleisch. Ich krümme mich, kralle die Hände in den kalten Stein, die

sich jedoch im nächsten Augenblick in Flügel verwandeln.

Wenige Sekunden später erhebe ich mich mit einem spitzen Schrei in den Himmel, breite meine dunklen Schwingen aus und segle durch die frische Morgenluft.

Mondscheinmädchen nennen mich die Menschen, doch eigentlich ist das nicht richtig.

Denn ich bin das Falkenmädchen.

ASUKA LIONERA

SON OF
DARKNESS

GÖTTLICHES GEFÄNGNIS



DARK
DIAMONDS

SON OF DARKNESS ~ KAPITEL 1

Meghan dreht sich zu mir und schürzt die vollen Lippen. Sie muss sich weit zu mir herunterbeugen und mir regelrecht ins Ohr schreien, um die dröhnende Musik zu übertönen. »Und du bist dir wirklich sicher, dass du allein hierbleiben willst?«, fragt sie mich zum gefühlt hundertsten Mal.

Ich verdrehe nur die Augen und gebe ihr mit einer Handbewegung zu verstehen, dass sie endlich verschwinden soll. Diesmal lässt Meg sich nicht lange bitten, hakt sich bei dem Typen, den sie für die heutige Nacht aufgegabelt hat, unter und zerzt ihn aus der Bar. Erst als sie durch die Tür verschwunden sind, spüre ich, wie mir das aufgesetzte Lächeln aus dem Gesicht fällt. Seufzend wende ich mich wieder dem Cocktail zu, der einsam auf dem klebrigen Tisch vor mir steht.

Ich bin es gewohnt, dass sie mich nach ein paar Stunden allein sitzen lässt, wenn ich mit ihr ausgehe. Allein ihr Anblick zieht die Kerle an wie das Licht die Motten. Meistens kann Meg sich abends vor Angeboten kaum retten, während ich unbeachtet in einer Ecke sitze und an meinem alkoholfreien Cocktail schlürfe. Meine heutige Getränkewahl trägt den Namen *Don Juan* — wie ironisch.

Tja, wenigstens musste ich mir heute nicht von Meg anhören, wie gut ich es doch in meinem Job hätte. Das ist ein Thema, was fast schlimmer ist, als sitzengelassen zu werden.

Dabei liebe ich meinen Job. Zumindest meistens. Er ist anders, er ist abwechslungsreich, aber oft auch unwahrscheinlich nervig und enttäuschend. Dennoch ist meine Arbeit das, was mich ausmacht und mein Leben zu etwas Besonderem macht. Was *mich* zu etwas Besonderem macht. Vielleicht bin ich auch selbst schuld, dass mich Meg

ständig mit Fragen löchert, immerhin erzähle ich ihr nur von den Sonnenseiten meines Jobs. Langweilige oder gar gefährliche Aspekte wie die brütende Hitze, giftige Skorpione und Stiefel voll scharfkantigem Wüstensand lasse ich meistens aus.

Ich schaue auf den leeren Platz neben mir und angele nach meiner Handtasche, um die Drinks zu bezahlen. Danach muss ich mir ein Taxi rufen, um ebenfalls aus dieser Bar zu verschwinden. Daheim werde ich mir eine DVD schnappen und es mir auf dem Sofa gemütlich machen. Das hätte ich von Anfang an tun sollen. Aber nein, ich ließ mich wieder mal von Meg dazu überreden, mit ihr um die Häuser zu ziehen, weil ich endlich mal wieder im Lande sei.

Ich winke den Kellner herbei und signalisiere ihm, dass ich bezahlen will. Nachdem ich ihm ein nettes Trinkgeld hinterlassen habe, schnappe ich mir meine Tasche und die dünne Jacke und bahne mir einen Weg durch die sich im Takt wiegende Menschenmasse. Schon traurig, dass bei der großen Auswahl nicht *ein* Kerl für mich dabei war. Ich gebe es ungern zu, aber nachdem ich Monate im heißen Sand der Sahara gebuddelt habe, während mir die Sonne schier die Haut vom Leib brannte, hätte ich echt nichts gegen ein paar nette Stunden mit dem anderen Geschlecht einzuwenden.

Im Geiste wähle ich schon die DVD aus, die ich mir nachher ansehen werde. Irgendwas mit einem halb nackten Channing Tatum und dann ist wieder Autoerotik angesagt. Warum gibt es eigentlich von *solchen* Promis keine illegalen Pornos im Netz? *Das* wäre doch mal was!

Aber wieder einmal muss ich allein den Nachhauseweg antreten. Das kommt davon, wenn ich mit Meg losziehe. Neben ihr versinke ich in der Bedeutungslosigkeit. Wer Meg nicht bemerkt, muss entweder blind sein oder sich schon im Delirium befinden. Ich weiß bis heute nicht, warum sie nicht modelt, sondern den ganzen Tag in einem Büro hockt. Eine Schande, dieses Gesicht zu verstecken, das perfekt von ihren schulterlangen, leicht welligen schwarzen Haaren eingerahmt wird. Klein und zierlich wie sie ist, schafft sie es,

jeden Kerl mit einer funktionierenden Libido mit einem einzigen Augenaufschlag um den Finger zu wickeln.

Ich bin das komplette Gegenteil. Mit meinen knapp eins achtzig überrage ich einen Großteil der anwesenden Frauen und Männer, und die gut fünfzehn Kilo zu viel auf den Rippen tragen auch nicht gerade dazu bei, dass einem bei meinem Anblick das Wort *zierlich* in den Sinn kommt. Zwar kann ich mit Rundungen an den richtigen Stellen aufwarten, aber allein meine Körpergröße schreckt die meisten schon ab. Hinzu kommt meine kantige Gesichtsform mit dem zu breiten Unterkiefer, die mir schon immer etwas Herbes verliehen hat.

Ich seufze. Nein, süß und zierlich bin ich *definitiv* nicht. Ich bin zwar kein hässliches Entlein oder gar hoffnungslos entstellt und habe durchaus weibliche Reize, aber im direkten Vergleich zu Meghan bin ich eben ... einfach nur ich.

Wenigstens hat die afrikanische Sonne mein langweiliges, straßenkötterblondes Haar ein wenig aufgehell, sodass es jetzt aussieht, als hätte ich mir blonde Strähnchen machen lassen. Zur Feier des Tages trage ich es offen und es reicht mir fast bis zur Hüfte. Es ist ungewohnt, aber auch schön, mal keinen Zopf wegen der Hitze haben zu müssen.

Als ich endlich einen Weg durch die Bar nach draußen gefunden habe, inhaliere ich die kühle Nachtluft. Hier, in einem Vorort von Berlin, riecht sogar die Luft anders. Frischer und klarer als die in Ägypten. Nicht so stickig und geschwängert von feuriger Hitze.

Aber ich habe kein Recht zu jammern. Das ist der Job, für den ich mich entschieden habe und den ich schon mein ganzes Leben lang machen wollte. Klar, als Kind und Jugendliche habe ich mir das ganz anders vorgestellt. Archäologin war für mich etwas Aufregendes. Ständig neue Länder, andere Kulturen, fremde Schätze, die nur darauf warteten, von mir gefunden und geborgen zu werden. Tja, die Realität ist aber nicht so rosarot wie in einem

Märchenbuch. Das haben mir zwar schon zum Studienbeginn meine Dozenten klargemacht, aber ich habe mich trotzdem an die Hoffnung geklammert, dass es bei mir ... *anders* sein würde.

Die meiste Zeit verbringe ich damit, mich von der Sonne verbrennen zu lassen, während ich mich durch Kubikmeter Dreck wühle, in der großen Erwartung, ein paar vergilbte Knochen zu finden. Die Hoffnung, auf ein altes Pharaonengrab zu stoßen, habe ich schon lange im heißen Wüstensand begraben. Aber solange ich keine phänomenale Entdeckung mache, werde ich trotz meines Abschlusses mit summa cum laude nur die kleine — beziehungsweise große — Praktikantin bleiben, die die Sonnenschirme hinterherschleppt und mit Sand gefüllte Eimer wegträgt. Und — ganz ehrlich — das halte ich nicht mein ganzes Leben lang aus! *Ich* will es sein, die die Entscheidung trifft, an welcher Stelle gesucht wird. *Ich* will diejenige sein, die den alten Legenden der ortsansässigen Einheimischen nachgeht und entscheidet, in welches Land es uns als nächstes verschlägt.

Doch all das bleibt so lange Wunschdenken, bis ich etwas Großartiges finde. Atlantis oder Avalon oder so, *mindestens*.

Die Archäologie ist meine Passion, aber an manchen Tagen fühle ich mich in meinem Team wie das fünfte Rad am Wagen, wodurch mir der Spaß an der Arbeit madig gemacht wird.

Ich seufze einmal tief, während ich den Bürgersteig entlanggehe und auf ein Taxi warte.

Was habe ich mir nur dabei gedacht, mich auf Ägypten zu spezialisieren? Es hätte mir doch von vornherein klar sein müssen, dass sämtliche Gräber schon vor Jahrzehnten geplündert oder verwüstet worden sind. Oder schon entdeckt wurden. Es gibt kein zweites Grab von Tutanchamun oder einen weiteren Tempel von Abu Simbel, die ich finden könnte, denn sie *wurden* bereits gefunden. Alles, was das Team, dem ich angehöre, bisher ausgegraben

hat, sind die bleichen Knochenfragmente irgendwelcher vergleichsweise unbedeutender Menschen, die es zur damaligen Zeit nicht einmal wert waren, einbalsamiert zu werden. Diese Knochen sind so nutzlos, dass wir sie Hunden zum Fressen geben könnten. Und selbst wenn wir Mumien finden, die halbwegs gut erhalten sind, waren diese Menschen *erst* Würdenträger. Leider sind die Museen bereits voll mit Mumien solcher ... na ja ... für die Weltgeschichte unwichtiger Personen.

Als ich in der Ferne ein Taxi auf mich zufahren sehe, hebe ich schnell den Arm und winke. Ich steige hinten ein und nachdem ich dem Fahrer meine Adresse genannt habe, lehne ich mich zurück und schließe müde die Augen. Es hat keinen Zweck, mir Gedanken über meine Arbeit zu machen. Jetzt habe ich erst mal für drei Wochen Heimaturlaub, ehe ich zurück in die Hitze muss. Allein beim Gedanken an all den Sand, der mir dann wieder in sämtlichen Körperöffnungen steckt, muss ich mich schütteln. Entschlossen schiebe ich alles, was mit meiner Arbeit zu tun hat, beiseite und freue mich auf die DVD, die mich in meiner Wohnung, zusammen mit einem Gläschen Sekt, erwartet. Ich muss endlich lernen, im Hier und Jetzt zu leben. Und solange ich noch keine Koffer packen muss, sind Gedanken an meine Arbeit tabu.

Antriebslos lehne ich mich an die Wohnungstür und kicke die hochhackigen Schuhe weg, ehe ich in die bequemen Hausslipper schlüpfe. Ein Blick auf die Uhr im Flur verrät mir, dass es noch nicht einmal Mitternacht ist. Ich schlurfe durch die Wohnung, lasse Jacke und Handtasche einfach irgendwo fallen und schiebe in der Küche eine Tiefkühlpizza in den Ofen.

Da bin ich schon mal zu Hause und muss trotzdem die Abende und Nächte einsam verbringen ... Das ist doch nicht fair! Vielleicht sollte ich das nächste Mal woanders

hingehen, aber allein in einer Bar zu sein, wirkt irgendwie erbärmlich.

Lustlos streife ich mit dem Zeigefinger über die Rücken der DVDs. Ich habe noch nicht einmal mehr Lust, einem oberkörperfreien Channing Tatum dabei zuzusehen, wie er seinen gestählten Body zur Musik wiegt. Ich will nur noch ins Bett, nachdem ich gegessen habe, und mich eine Runde selbst bemitleiden.

Ach Quatsch, das bringt doch auch nichts! Entschlossen ziehe ich *Magic Mike* aus dem Regal, lege die DVD ein und mache es mir auf dem Sofa bequem.

»Nur du und ich heute Abend, Channing«, murmele ich, während ich den Film starte. Ich darf nur nicht die Zeit aus dem Blick verlieren, sonst ist meine Pizza nichts weiter als ...

Neben mir fängt mein Handy an zu klingeln und ich zucke zusammen. Wer ruft denn um die Uhrzeit noch an? Ein Blick aufs Display gibt mir die Antwort: Es ist Anthony, mein Boss, der Kopf des Teams, für das ich seit meinem Uni-Abschluss arbeite. Na, großartig ... Der Abend wird wirklich immer besser.

Kurz denke ich darüber nach, nicht ranzugehen und so zu tun, als wäre ich nicht da oder das Handy von einem schwarzen Loch verschluckt worden. Aber mein Boss ruft mich nie persönlich an. Dafür hat er Assistentinnen und die haben wiederum Assistentinnen, die sich mit Praktikantinnen wie mir abgeben. Seine Nummer habe ich nur für den absoluten Notfall gespeichert, falls ich bei einer Expedition verschüttet oder von einheimischen Kannibalen verschleppt werde oder so.

Mein Finger schwebt über dem weißen Hörersymbol auf grünem Grund, während ich noch das Für und Wider abwäge. Um diese Uhrzeit müsste ich nicht mehr rangehen, aber ... was, wenn er ein neues Gebiet gefunden hat? Einen neuen Hinweis, dem wir nachgehen wollen? Ich bin Archäologin, aber mein Herz schlägt auch für Schätze, und das nicht zu knapp. Der Verkauf dieser Schätze sichert mir

meinen Lohn, denn das bisschen Unterstützung, das wir von Instituten oder gar dem Staat bekommen, reicht hinten und vorne nicht. Schätze oder reiche Auftraggeber, die den wahren Aufenthaltsort von Excalibur herausgefunden haben wollen und nun unser Team mit der Bergung beauftragen, sind es, die uns finanziell über Wasser halten.

Ich schiebe das Hörsymbol auf dem Display nach rechts. »Hallo?«, frage ich, während ich vor Aufregung am liebsten an den Nägeln kauen würde.

»Emmalynn?«, kommt es undeutlich aus dem Lautsprecher, fast vollständig überdeckt von Rauschen. »Kannst du -ich hö-en?«

Tatsache! Es ist wirklich Anthony persönlich, nicht einer seiner Angestellten.

»Undeutlich, aber ja«, antworte ich lauter, in der Hoffnung, so das Rauschen und Knarzen im Hörer zu übertönen.

»Entschuldige, dass ich dich in deinem Urlaub stören muss«, fährt Anthony fort. Das Rauschen klingt ab, aber es hört sich noch immer so an, als würde er Cabrio ohne Verdeck mit mindestens zweihundert Sachen fahren. »Wir haben einen neuen Auftrag erhalten.«

Auch wenn ich eigentlich enttäuscht darüber sein sollte, dass mein Urlaub so jäh endet, kann ich es doch nicht erwarten, dass er weiterspricht.

»Was und wo?«, stelle ich die wichtigsten Fragen.

Bitte nicht wieder in einem ägyptischen Landstrich, in dem es über fünfzig Grad Celsius heiß wird ... Das halte ich nicht noch einmal drei Monate durch.

»Ich hinterlege dein Ticket am Flughafen. Dein Flug geht morgen früh um zehn Uhr.«

»Wohin verschlägt es uns diesmal?«

Es dauert eine Weile, bis er antwortet. »Island. Unser nächster Auftrag erwartet uns in Island. Der Auftraggeber hat uns persönlich angefordert.«

Ich bin zu perplex, um zu antworten. *Island?* Was soll es denn *da* geben? Ich drehe mich um und suche auf dem

Globus, der neben der Couch steht, nach dem kleinen Land.

»Anthony, ich glaube nicht, dass ich ... dafür qualifiziert bin«, sage ich. »Mein Fachgebiet ist das ägyptische Altertum. Ich weiß nicht, wie ich euch in Island helfen soll. Das ist ... so gar nicht *ägyptisch*.«

»Keine Angst, Emmalynn, wir werden schon eine Aufgabe für dich finden.«

Toll. Das klingt nach Packesel und Catering-Service.

Gerade als ich zu einer Ausrede ansetzen will, fährt Anthony fort: »Ich muss Schluss machen. Wir warten in Island auf dich. Unser Flug geht schon in einer halben Stunde und wir nehmen die Team-Maschine. Für dich wäre es nicht mehr zu schaffen, deshalb geht dein Flug morgen früh mit einer Standardmaschine. Sei pünktlich!«

Ohne meine Antwort abzuwarten, drückt er das Gespräch weg und ich höre nur das *tut-tut-tut* im Hörer.

Ich umklammere mein Handy so fest, dass meine Finger schmerzen, bis mir wieder einfällt, dass ich für das Ding sechs Monate sparen musste, um es mir leisten zu können. Was mich wieder zurück zum eigentlichen Problem führt: Auch wenn ich weder eine Qualifikation noch besonders große Lust auf *Island* habe, muss ich mich doch dem Willen meines Chefs beugen. So kurz nach dem Studium kann ich nicht wählerisch sein, was die Aufträge angeht, sondern muss so viel Erfahrung in der Feldforschung sammeln wie möglich. Denn sonst werde ich nie wieder einen Auftrag bekommen oder Mitglied eines Teams sein, sondern bestenfalls eine unterbezahlte Gehilfin.

Ich schalte den Fernseher wieder aus — *bis zum nächsten Mal, Channing!* —, schlinge die halb gare Pizza im Stehen hinunter und gehe dann ins Schlafzimmer. Dort stehen die Koffer und Taschen des Ägyptenaufenthalts noch so, wie ich sie hingestellt habe. Kaum etwas, was ich dort zum Anziehen mithatte, werde ich nach Island mitnehmen können. Da oben werde ich dicke Winterkleidung brauchen ... Auf so etwas bin ich nicht vorbereitet, aber ich habe auch keine Zeit mehr, erst noch Kleidung zu kaufen. Neue

Klamotten würde mir noch nicht einmal *Amazon Prime* bis dahin liefern können und die Läden haben mittlerweile auch schon geschlossen.

In knapp zehn Stunden geht mein Flug, bis dahin muss ich meine Sachen gepackt haben.

Ich durchwühle meine Schränke, werfe Kleidungsstücke hinter mich und finde im hintersten Winkel tatsächlich ein paar dicke Jacken, Pullis und sogar Thermounterwäsche, die ich vor Jahren für einen Skiurlaub gekauft, dann aber doch nicht angezogen habe. Hastig leere ich die Koffer — mein Schlafzimmer sieht mittlerweile aus, als wäre viermal nacheinander eingebrochen worden — und stopfe die Ausrüstung für Island hinein.

Island ... Was es da wohl zu entdecken gibt? Ob wir direkt auf Island oder einer der Vorinseln sein werden? Ich werde mich überraschen lassen müssen.

Nachdem ich mich bettfertig gemacht habe, liege ich noch lange wach und grübele über die bevorstehende Expedition nach. Island ist wirklich ein ungewöhnliches Ziel. Mir fällt auch nichts ein, für was dieses Land stehen würde. Keine großen Könige, keine sagenumwobenen Schätze oder Legenden. Klar, es gab die Wikinger, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass wir wegen ein paar verwitterter Äxte oder Essensschalen in ein abgelegenes und selbst für Touristen — im Vergleich zu Spanien, Italien oder Portugal — eher uninteressantes Land geschickt werden.

Es muss aber einen Grund geben, warum es unser Team gerade dorthin verschlägt. Vor allem, weil der Aufbruch so überstürzt kommt. Normalerweise planen wir neue Expeditionen über Wochen hinweg — und reisen nicht von einem Tag auf den anderen los. Entweder es gibt dort etwas wirklich Großes zu entdecken oder der Auftraggeber ist äußerst zahlungswillig.

ASUKA LIONERA

STONE HEART

GERAUBTE FLAMME

I M
P R E
S S

STONEHEART ~ PROLOG

»Was ist nun?«, frage ich mit verstellter Stimme.

Bei dem Lärm in der Schenke verstehe ich kaum mein eigenes Wort, doch ich wage nicht, lauter zu sprechen. Zu groß ist meine Angst, dass jemandem meine - für einen Mann - zu hohe Stimme auffallen könnte.

Ich gebe mir die größte Mühe, das ängstliche Zittern des Körpers hinter mir auszublenden. Stur recke ich das Kinn vor und verbiete mir, den Blick zu senken. Wenn ich jetzt einen Funken Schwäche zeige, werde ich nicht nur *mein* Schicksal besiegen.

»Sind wir uns einig?«

Wie auch beim letzten Mal, als ich diese Frage gestellt habe, streicht sich mein Gegenüber über den ungepflegten Bart, wobei sein Blick zu dem ausgebreiteten, verblichenen Stück Papier zwischen uns huscht. Ich sehe deutlich das gierige Glimmen in seinen Augen - ein Ausdruck, den ich oft genug in meinem Leben gesehen habe, um zu wissen, dass ich so gut wie gewonnen habe. Ich werde das bekommen, was ich will. Ich *mus*s es bekommen, sonst ist mein Leben verwirkt.

»Ich weiß nicht so recht«, brummt der abgerissene Seemann. »Du scheinst zupacken zu können.« Sein Blick gleitet über meine Schulter hinweg zu meiner besten Freundin.

»Aber der Junge, der sich so verbissen an dich klammert, kommt mir nicht so vor, als könne er etwas beisteuern.«

Ich bin immer noch überrascht darüber, dass unsere Verkleidung funktioniert. Dabei wäre ich jede Wette eingegangen, dass wir sofort durchschaut werden. Doch bisher hat uns niemand auch nur zweifelnde Blicke zugeworfen. Für die Männer, die sich in dieser heruntergekommenen Schenke befinden, sind meine beste Freundin Cressa und ich zwei junge Burschen, die Arbeit auf einem Schiff suchen.

»Das Risiko, zwei junge Männer, die ihren Kriegsdienst noch nicht abgeleistet haben, außer Landes zu bringen, ist ein schwerwiegendes Vergehen in diesem Teil der Welt«, wirft der Seemann ein.

Ein Muskel zuckt unter meinem rechten Auge. Wären die Gesetze unseres Landes Ilgaron nicht derart streng, wären wir vermutlich schon längst weg und müssten uns nicht weiter mit dem Kerl herumschlagen.

Ein fieses Grinsen zupft an seinen Mundwinkeln, als er Cressa von oben bis unten mustert. »Der Kleine würde es im Krieg vermutlich nur in einem Leichensack nach Hause schaffen. Wenn überhaupt.«

Seine Aussage veranlasst Cressa dazu, noch stärker zu zittern. So unauffällig wie möglich trete ich ihr auf den Fuß und verstärke den Druck, bis sie sich zusammenreißt.

Zähneknirschend greife ich in die Hosentasche und fische zwei glänzende Goldmünzen heraus, die ich auf das vergilbte Papier lege.

»Ich bin sicher, dass dich diese Münzen für das Risiko entschädigen«, sage ich. »Ebenso wie die Karte.«

Wieder glimmt unverhohlene Gier in seinem Blick auf, als ich die Karte erwähne. Bis vor ein paar Stunden wusste ich selbst nicht, dass es sich bei dem Stück Papier um eine Karte handelt. Die Schriftzeichen darauf ergaben für mich nie einen Sinn und sind durch den Zahn der Zeit stark verblichen, sodass ich sie nicht entziffern könnte, selbst wenn ich die Sprache beherrschen würde.

Doch mein Gegenüber ist sich sicher, dass es sich dabei nicht bloß um ein Kunstwerk, sondern um eine echte Schatzkarte handelt.

Mir ist es egal. Solange er mich und Cressa mit auf sein Schiff nimmt und außer Landes schafft, kann er die Karte und den angeblichen Schatz behalten. Uns geht es nur darum, zu verschwinden - sofort!

»Du bist ein harter Verhandlungspartner«, raunt der Seemann, während er weiterhin auf die Karte starrt.

Ich lehne mich ein Stück über dem klebrigen Tisch nach

vorne und versperre ihm so die Sicht. »Also, haben wir eine Abmachung?«

Uns bleibt keine Zeit mehr. Cressa und ich haben bereits den halben Tag damit verschwendet, auf einem der zahlreichen Schiffe, die im Hafen der Hauptstadt Ilgaron, die genauso heißt, wie ihr Land, liegen, anzuheuern. Ein paar der Kapitäne hätten mich vielleicht genommen, aber ein Blick auf Cressas zierliche Gestalt reichte aus, um sie allesamt die Köpfe schütteln zu lassen. Auch dieser Seemann hätte uns wahrscheinlich abblitzen lassen, wenn er nicht zufällig die Karte entdeckt hätte, die mir aus der Tasche fiel, als ich das spärliche Mittagessen bezahlen wollte. Glücklicherweise ist er nicht nur irgendein dahergelaufener Matrose, sondern der Ersten Maat eines Schiffes namens *Meereswind*. Ich habe vergessen, wohin das Schiff segeln wird. Es kümmert mich auch nicht. Je eher ich dieses Land und die Schrecken der letzten Tage hinter mir lasse, desto besser.

Der Seemann steht auf und zupft sich das fleckige Hemd glatt. Dann streckt er mir die Hand entgegen. »Ich bin übrigens Feodor. Wir werden eine Menge Zeit haben, uns näher kennenzulernen. Und ihr zwei seid ...?«

Ich ergreife seine Hand. »Ich bin Ez.« Mit einem Kopfnicken deute ich auf Cressa. »Und sein Name ist Cress.«

Feodor kratzt sich am Stoppelbart. »Seltsame Namen. Sind das Abkürzungen für irgendwas?«

Ich lasse seine Hand los. »Ja. Das sind Abkürzungen für ›Das-geht-dich-nichts-an‹. Ich habe dir unsere Namen genannt. Können wir dann los?«

»Ihr zwei habt es ja mächtig eilig.«

Ich zucke betont gelangweilt mit den Schultern. »Wie du schon sagtest: Wir müssten längst in der Armee und damit in einem der zahlreichen Kriege dienen. Ausgeschlossen, dass wir beide lebend zurückkommen würden. Ich kann Cress nicht seinem Schicksal überlassen. Deshalb müssen wir fliehen.«

Feodor zieht die Augenbrauen zusammen und macht einen Schritt zurück. »Habt ihr zwei etwa was miteinander? Ich meine, mir ist so was egal, aber auf einem Schiff voll anderer Männer ... Das könnte zu einem Problem werden und ...«

»Wir sind kein Paar«, knurre ich schnell. »Wir kennen uns, seit wir Kinder sind und sind zusammen aufgewachsen. Er ist wie ein Bruder für mich.«

Feodor nickt. »Wie gesagt, das ist nicht mein Problem. Ich habe nur schon von einigen Fällen gehört, in denen ... manche nicht teilen wollten. Die Seeluft kann einem Mann schnell zu Kopf steigen, vor allem, wenn er monatelang keine Frau zu sehen bekommt. Da sind die meisten nicht wählerisch und nehmen statt einer Muschi auch mal einen Hintern.«

Cressa scheint neben mir zu erstarren und auch ich brauche einen Moment, um die derbe Sprache des Seemannes zu verarbeiten. Mein Leben lang habe ich mich in gehobenen Kreise bewegt und mir mühevoll die dort geläufige Konversation eingebläut.

Ich räuspere mich. »Was die anderen machen, ist mir egal. Aber weder Cress noch ich werden unseren Hintern für irgendwas hinhalten und ich hoffe, dass die anderen uns in Ruhe lassen. Wir wollen nur von hier weg.«

»Ihr werdet Aufgaben haben«, sagt Feodor und schiebt die Hände in die Hosentaschen. »Du kannst an Deck arbeiten und den Kleinen stecke ich am besten in die Kombüse. Vielleicht setzt er ein paar Muskeln an, wenn er jeden Tag große Töpfe und mehrere Zentner Kartoffeln herumschleppen muss. Aber ich warne euch: Wenn ihr eure Aufgaben nicht zur Zufriedenheit der Crew erfüllt, werdet ihr schneller über Bord geworfen, als euch lieb ist.«

»W...Was meinst du mit über Bord geworfen?«, fragt Cressa zögerlich. Es ist das erste Mal, dass sie den Mund aufmacht, seit ich mit Feodor verhandle.

»Genau das, was ich gesagt habe«, entgegnet er ungerührt. »Wer seinen Beitrag nicht leistet, hat auf der

Meereswind nichts zu suchen.«

Cressa klammert sich an meine Hand und ich erwidere den Druck.

»Wir werden unsere Aufgaben zur Zufriedenheit aller erfüllen«, sage ich mit mehr Zuversicht, als ich tatsächlich empfinde. »Können wir jetzt aufbrechen?«

Feodor deutet eine spöttische Verbeugung an. »Es ist mir eine Freude, euch beide in der Crew der *Meereswind* begrüßen zu dürfen. Sobald wir abgelegt haben, werde ich dem Kapitän die Karte zum Schatz zeigen, damit wir direkt Kurs darauf nehmen können.«

»Von mir aus«, sage ich.

Mir ist alles recht, solange wir endlich aus dieser verdammten Stadt verschwinden. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir jemandem über den Weg laufen, der Cressa oder mich erkennt, oder bis unsere Flucht bemerkt wird. Wahrscheinlich sind uns bereits Wachen auf der Spur mit dem ausdrücklichen Befehl, uns zurück zum Anwesen zu bringen. Eher sterbe ich, als wieder einen Fuß in Tante Beatrices Haus zu setzen!

Feodor grinst. »Dann wäre ja alles geklärt. Wenn mir die Herren bitte folgen würden?«

STONEHEART ~ KAPITEL 1

Am Abend zuvor ...

Ich wippe mit dem Fuß, während ich Cressas Bemühungen, mein zerzaustes Haar zu bändigen, mehr oder weniger geduldig über mich ergehen lasse. Zwischendurch stößt sie einen Fluch aus, über den ich beinahe grinsen muss, doch ich bleibe ernst und nicke hin und wieder, während sie mir eine Standpauke hält.

»Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du dich mit deiner hellen Haut nicht in der Mittagssonne draußen herumtreiben sollst, Ezlain?«, schilt sie mich. »Dadurch treten deine Sommersprossen noch mehr hervor und ich weiß so schon kaum, wie ich sie überschminken soll.«

Ich würde ihr gern sagen, dass sie das nicht tun muss. Mich stören sie zwar auch - vor allem die auf dem Nasenrücken -, doch ich käme von selbst nie auf die Idee, sie zu kaschieren. Es ist meine Tante Beatrice, die der Ansicht ist, dass ich mit ihnen wie ein gewöhnliches Bauernmädchen aussehe.

Ein Umstand, der von ihr keineswegs geduldet wird.

In den letzten Jahren hat sie sämtliche Hebel in Bewegung gesetzt, um mich zu einer der begehrtesten jungen Frauen des Landes zu machen. Neben einer grundlegenden Schulbildung habe ich unzählige Stunden Unterricht in Tanz und Konversation bekommen, um mich auf mein Leben in den höchsten Kreisen Ilgarons vorzubereiten.

Ich hasste jede einzelne davon.

Der bloße Gedanke, dass ich mich heute Abend wieder zu einem Lächeln zwingen muss, während ich mit wildfremden Leuten reden und so tun soll, als bereite es mir Freude, lässt mich beinahe würgen.

Seit ich denken kann, wurde ich von meiner Tante aufgezogen. Nachdem meine Eltern verstorben waren. Ich kann mich nicht einmal mehr an ihre Gesichter erinnern, da ich viel zu klein war. Nicht einen Tag ließ Tante Beatrice bisher Zweifel daran, dass ich eine Belastung für sie bin, die sie von ihrer rebellischen und verhassten Schwester aufs Auge gedrückt bekommen hat. Doch da ihre eigene Ehe kinderlos geblieben ist, bin ich ihre einzige Chance, in der strengen ilgaronischen Hierarchie einige Sprossen nach oben zu klettern. Ihr Mann, Onkel Alexander, ist der Befehlshaber einer kleineren Kriegseinheit und fast das ganze Jahr über in fremden Ländern unterwegs. In dieser Zeit gibt Tante Beatrice einen rauschenden Empfang nach dem nächsten, auf denen ich herumgezeigt werde wie ein seltenes Tier im Käfig.

»Ich war vorsichtig«, sage ich, als Cressa aufhört zu schimpfen. »Ich habe einen Hut getragen. Siehst du?« Ich ziehe mir das Hemd von der Schulter und zeige ihr die vornehm-weiße Haut. »Kein Sonnenbrand.«

Im Spiegel sehe ich, dass Cressa die Augen verdreht. »Wenn deine Tante dich dabei erwischt, wie du dich auf dem Feld mit den Sklaven herumtreibst ...«

»Ich weiß«, unterbreche ich sie schnell. Allein die Vorstellung, welche Strafe mir dann blüht, bereitet mir eine Gänsehaut.

Ein kleines Lächeln huscht über ihren Mund, während sie mir weiter das rötlich schimmernde Haar bürstet. »Aber wenigstens konnte ich dank deines Ungehorsams Tiro wiedersehen.«

Ich schenke ihr im Spiegel ebenfalls ein Lächeln. Seit einiger Zeit weiß ich, dass sie etwas für den muskulösen, hochgewachsenen Tiro empfindet, der mir hin und wieder zeigt, wie ich mich mit einfachen Waffen verteidigen kann. Natürlich haben wir keine echten Waffen zur Verfügung, sondern nehmen für unsere Übungen alles, was wir finden können: Stöcke, Äste oder die Stiele der Harken und Rechen, mit denen die Sklaven die Feldarbeit verrichten. Es

gibt keinen Grund für mich, derlei Dinge zu trainieren, aber die Bewegung tut mir gut. Alles ist besser, als den ganzen Tag im Anwesen zu hocken und Löcher in die Luft zu starren. Ich bin nicht sonderlich gut, trotzdem macht es mir Spaß. Und Spaß ist etwas, was ich viel zu wenig habe. Manchmal glaube ich, dass ich mich nur hinaus aufs Feld schleiche, um gegen die strikten Regeln meiner Tante zu rebellieren. Und um mir zu beweisen, dass ich innerlich noch nicht so abgestumpft bin, wie sie mich gern hätte.

Und wenn ich auf dem Feld bin, muss mir Cressa, als meine persönliche Sklavin, wohl oder übel folgen – und läuft zufällig Tiro über den Weg, den sie sonst gar nicht zu sehen bekäme.

Cressa beißt sich auf die volle Unterlippe, während eine zarte Röte ihre olivfarbenen Wangen noch dunkler werden lässt. »Als ich ... zu euch kam, wart ihr ...« Sie wirft mir einen unsicheren Blick zu.

Ich ziehe eine Augenbraue nach oben und bedeute ihr so, weiterzusprechen.

»Nun ja, er ... Tiro war dir ziemlich nah.«

Beinahe hätte ich laut losgeprustet. Vom Standpunkt eines außenstehenden Betrachters muss es durchaus verdächtig ausgesehen haben, wie Tiro mich mit seinem massigen Körper gegen einen Baumstamm drückte, während ich verbissen versuchte, ihn mit dem Stock in meinen Händen auf Abstand zu bringen. Natürlich hatte ich keine Chance gegen ihn, weshalb ich einige der Tricks anwenden musste, die er mir beigebracht hat. Mit voller Kraft trat ich ihm also auf die Zehen, schubste ihn dann zurück und wollte ihm den Stock gegen die Nase rammen. Nur wenige Zentimeter vor meinem Ziel hielt ich inne, lange genug, um Überraschung in seinem Blick aufblitzen zu sehen. Ihn zu überrumpeln ist ein Kunststück, das mir noch nicht oft gelungen ist.

Cressa sind meine Fortschritte in Selbstverteidigung egal. In ihren Augen ist das sowieso nur Zeitverschwendung, schließlich werde ich als junge Frau aus

gehobenem Hause niemals in eine Situation geraten, in der ich auf diese Art von Wissen zurückgreifen müsste. Was Cressa nicht egal ist, ist, dass Tiro mir nahe stand. *Sehr nahe*. Ich konnte die Hitze seines Körpers durch die Kleidung spüren, roch die Mischung aus Schweiß und Erde, die ihm stets anhaftet, und fühlte seinen warmen Atem auf meinem Gesicht, als er mich immer weiter zurückdrängte.

Doch in mir regte sich nichts.

»Bist du etwa eifersüchtig?«, ziehe ich sie auf.

Cressa rümpft die Nase, wie sie es immer tut, wenn sie sich über mich ärgert - was ziemlich oft vorkommt.

»Um eifersüchtig zu werden, müsste ich erst verliebt sein. Hast du davon gehört?«

»Von Liebe? Klar«, erwidere ich. »In etwa so, wie ich von Drachen und Einhörnern und allerlei anderen Gestalten gehört habe, über die die Krieger berichten, wenn sie aus einem fernen Land heimkehren.«

Seufzend schüttelt Cressa den Kopf. »Darüber macht man keine Witze, Ezlain.«

Ich verziehe den Mund, verkneife mir aber den nächsten bissigen Kommentar. »Du weißt, dass ich nichts empfinden kann.«

Während die anderen jungen Frauen aus gutem Hause, mit denen ich mich hin und wieder treffen muss, bereits vor etwa fünf Jahren damit begonnen haben, für die jungen Männer, die Sklaven oder Kämpfer in der Armee sind, zu schwärmen, stand ich nur daneben und runzelte die Stirn. Auch ich bewunderte ihre Stärke und ihr Können, aber da war nie ... *mehr*. Keine Spur des aufgeregten Flatterns im Bauch oder des wild klopfenden Herzens, wovon ich so oft in Büchern las oder die anderen Mädchen mir berichteten.

Bisher rede ich mich damit heraus, dass der Richtige noch nicht dabei war, aber angesichts der Masse an Männern, die mir meine Tante als potenzielle Heiratskandidaten vorsetzt, ist das schier unmöglich. Ich wurde bestimmt schon jedem freien Mann im heiratsfähigen Alter vorgestellt. Ich reagiere einfach nicht auf sie — auch

nicht auf Frauen. Daran kann es also auch nicht liegen.

Mein Blick fällt auf ein kleines Kästchen, das rechts von mir auf dem Frisiertisch steht. Ich weiß: Darin liegt ein zerschlissenes Buch über die große Liebe, das einmal meiner Mutter gehörte und in dem sie einige Briefe und ein paar zarte, getrocknete Blumen aufbewahrte, die eine besondere Bedeutung für sie haben mussten. Außerdem liegt in dem Kästchen eine alte, angelaufene Münze und ein vergilbtes Stück Papier, das entfernt an eine Karte erinnert. Jedoch ist es mir nie gelungen, die Schrift darauf zu entziffern. Das Buch und die Münze sind alles, was ich noch von meiner Mutter habe, deshalb hüte ich beides wie einen Schatz, obwohl es von keinerlei Wert ist.

Als Jugendliche habe ich das Buch so oft gelesen, dass ich es fast auswendig konnte. Ich fieberte mit bei der Geschichte um das reiche Mädchen, das von zu Hause wegläuft, um mit ihrem Geliebten, einem berühmten Piratenkapitän, zusammensein zu können. Doch in der Wirklichkeit suche ich vergebens nach diesen Gefühlen, die mein Herz schneller schlagen lassen würden.

Mit Zeige- und Mittelfinger fahre ich gedankenverloren über die wulstige Narbe, die knapp unter meinem Schlüsselbein verläuft.

»Ich habe ein Herz aus Stein«, erinnere ich Cressa. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen: Tiro ist vor mir genauso sicher wie jeder andere Männer in diesem Land.«

Ich kann mich nicht daran erinnern, wann und wie ich mir die Verletzung zugezogen habe, doch die Größe der Narbe lässt mich darauf schließen, dass es eine schlimme Wunde gewesen sein muss. Vor vielen Jahren habe ich einige Sklaven dabei belauscht, die meinten, eine Hexe hätte mir einst das Herz herausgeschnitten und es durch einen Stein ersetzt. Das sei der Grund, warum ich jeden jungen Mann abwies und - mit Ausnahme meiner besten Freundin Cressa - niemanden an mich heranließe.

Ich schnaube und schüttele auf Cressas fragenden Blick hin den Kopf. Dann habe ich eben ein Herz aus Stein und

weiß nicht, was Liebe ist. Na und? Ich komme auch ohne diesen Kram klar!

»Ich wollte dir nicht vorwerfen, dass du und Tiro ...« Schnell widmet sich Cressa wieder meinem Haar und steckt es kunstvoll auf. »Es ist nur ... Manchmal frage ich mich, warum du dich so sehr gegen dieses Leben sträubst. Die Gesetze des Landes Ilgaron sind streng, das weißt du, Ezlain. Du wirst bis zu deinem 21. Geburtstag einen Mann wählen *müssen*. Dieses Land ist der bedeutendste Kriegsstaat der Welt! Es ist wohlhabend und seine Truppen sind siegreich. An der Seite des richtigen Mannes könntest du ein unbeschwertes Leben führen. Wenn es nicht die fehlende Zuneigung ist, gegen die du aufbegehrt, was ist es dann?«

Ich weiß, worauf sie hinaus will, denn ich habe mir dieselbe Frage bereits unzählige Male gestellt. Alles wäre einfacher, wenn ich mich fügen und einfach einen Mann auswählen würde. Ich könnte aus diesem Haus ausziehen und aus Tante Beatrices Einflussbereich verschwinden. Sie könnte nicht mehr jeden meiner Schritte missbilligend beobachten und mich dadurch ständig daran erinnern, dass ich nichts weiter als ein Ärgernis für sie bin.

Doch die Wahrheit ist, dass ich den Käfig, in dem ich lebe, nur gegen einen anderen eintauschen würde. Selbst wenn ich meinen zukünftigen Ehemann sehr gewissenhaft auswählen und darauf achten würde, dass er mir sämtliche Freiheiten, die ich auch jetzt genieße, zugesteht, heißt das nicht, dass ich keine Gefangene wäre.

»Ich wähle keinen von ihnen, weil ich es hasse, eingesperrt zu sein«, antworte ich auf Cressas Frage. »Es mag sein, dass einige der Anwärter tatsächlich an mir und nicht nur an der Verbindung zu dieser Familie interessiert sind, aber du weißt ebenso gut wie ich, worauf das Heiratsgesetz abzielt. Du hast es vorhin selbst gesagt: Das Land Ilgaron zählt zu den bedeutendsten Kriegsstaaten, die es gibt und wir leben mittendrin in der Hauptstadt. Nahezu jedes andere Land wendet sich an uns, um Söldner und Armeen für die unterschiedlichsten Aufgaben anzuheuern.

Unsere Krieger sind berüchtigt, denn wir beherrschen nichts so gut wie das Kriegshandwerk.« Ich schaue Cressa fest in die Augen. »Und nun sag mir: Was braucht eine Armee, abgesehen von Waffen?«

Cressa weicht meinem Blick aus. »Männer«, murmelt sie. »Die Armee benötigt ständig neue Rekruten, um die Ausgesandten oder Gefallenen zu ersetzen.«

»Und wie bekommen sie neue Rekruten?«, will ich wissen.

»Indem jede Familie mindestens einen Sohn der Armee überantwortet«, antwortet Cressa leise.

Ich nicke knapp. »Die Regierung ist der Ansicht, dass eine möglichst frühe Ehe viele Nachkommen garantiert und erließ deshalb schon vor Urzeiten das Heiratsgesetz. Ich hatte eine Zeit lang die Hoffnung, dass mich meine Ansichten über Politik und mein Unvermögen, den Mund zu halten, uninteressant für die Männer machen würden, doch leider scheint das Gegenteil der Fall zu sein.« Ich reibe mir über die Stirn.

Cressa zuckt mit den Schultern. »Du bist anders als die langweiligen und sittsamen Gören, die in diesem Land leben. Ob du es glaubst oder nicht, aber durch deine Art hast du die Herzen der hiesigen Männer im Sturm erobert.«

Ich gebe ein Schnauben von mir. »Der schnellste Weg zum Herzen eines Mannes führt immer noch seitlich zwischen seiner vierten und fünften Rippe hindurch.«

Das hat mir Tiro beigebracht, als wir eines Mittags mit kurzen Stöcken trainierten und so taten, als seien es Dolche. Nicht, dass ich je eine echte Waffe in der Hand gehalten hätte.

Cressa verdreht die Augen und schüttelt dann den Kopf. »Spotte nur, so viel du willst. Fakt ist, dass du Glück hast. Anders als die meisten jungen Frauen aus der Stadt hast du die Wahl zwischen mehreren Männern. Du musst nicht den Erstbesten nehmen, den deine Tante dir vorsetzt.«

Ehe ich es verhindern kann, huscht mein Blick wehmütig zu dem ledernen Halsband, das Cressa trägt und

an dem zwei Marken hängen - eine aus Gold, auf der mein Name als ihre Herrin eingeprägt ist, die andere aus billigem Blech, auf der ihr eigener Name steht. Als Sklavin ist Cressa nicht den strengen Heiratsgesetzen Ilgarons unterworfen. Wenn sie sich zu Tiro hingezogen fühlt, kann sie zu ihm gehen, wann immer sie will. Es kommt mir vor, als wäre sie als Sklavin freier als ich. Jeder meiner Schritte wird von goldenen Gitterstäben begrenzt.

Willenlos lasse ich mich von Cressa in ein fließendes, dunkelblaues Kleid stecken, dessen Saum bis zum Boden reicht. Wie eine zweite Haut umspielt der seidene Stoff meinen Körper und schmiegt sich kühl an meine warme Haut. Das Gewand ist hoch geschlossen und reich mit filigranen, goldenen Stickereien verziert. An die unbedeckten Arme legt Cressa mir goldene Reife an, sodass es klumpert, wenn ich die Hand bewege.

Mein hüftlanges, leicht gelocktes Haar, das in Rot- und Kupferschattierungen schimmert und das ich meist zu einem geflochtenen Zopf trage, hat Cressa fertig aufgesteckt, sodass wie zufällig einige Strähnen herausfallen, die mein Gesicht und meinen Nacken umspielen.

Als sie auch jede Sommersprosse mit Schminke überdeckt hat, kann ich mich nicht länger davor drücken, in einigem Abstand begleitet von Cressa in die große Halle im Erdgeschoss zu gehen, wo es bereits vor Gästen wimmelt. Nur kurz lasse ich den Blick über die Anwesenden schweifen, während ich mich am Eingang zum Saal herumdrücke, als könnte ich so das Unvermeidliche bis in alle Ewigkeit hinauszögern. Doch das ist Wunschdenken ... Also bringe ich es lieber hinter mich.

Noch ehe ich die Halle betreten kann, höre ich eine laute, männliche Stimme und das halb unterdrückte Schluchzen einer Frau. Sofort schlage ich die Richtung ein, aus der die Geräusche kommen, und erblicke einen männlichen Gast, der eine Sklavin verprügelt. Den Grund für die Strafe kenne ich nicht und er interessiert mich auch nicht im Geringsten. So schnell ich kann, haste ich zu ihnen.

Als der Mann erneut mit der Gerte ausholt, um sie auf die wimmernde Sklavin niedergehen zu lassen, umklammere ich sein Handgelenk und stoppe ihn mitten in der Bewegung. Er wirbelt zu mir herum, öffnet den Mund — zweifellos, um mich anzuschreien —, schließt ihn jedoch sogleich wieder, als er mich erkennt.

»Das genügt«, sage ich kühl.

Nur kurz huscht mein Blick zur Sklavin, die langsam die Arme sinken lässt, auf denen ich rote Striemen und aufgeplatzte Haut erkenne. Die Augen hat sie trotz der Tränen, die darin schwimmen, weit aufgerissen und starrt mich an, als sähe sie einen Geist.

Ich widme mich wieder dem Gast und verstärke den Klammergriff um sein Handgelenk. Ein Muskel zuckt unter seinem Auge — eine stumme Warnung und ein Zeichen unterdrückter Wut, doch ich weiche keinen Schritt zurück.

»Was auch immer der Grund für die Strafe ist«, sage ich, »sie hat es verstanden, Ihr habt Euren Standpunkt klargemacht. Es gibt keine Veranlassung, sie weiter zu züchtigen.«

»Sie hat ein Glas Wein verschüttet!«, begehrt der Gast auf.

Erst jetzt bemerke ich den Rotweinfleck auf seiner ansonsten blütenweißen Tunika.

»Ich bin mir sicher, dass meine Tante Euch etwas zum Wechseln geben kann«, entgegne ich. »Ich werde sogleich einen Sklaven zu Euch schicken, der Euch eine passende Tunika herausucht. Wartet solange am Eingang zur großen Halle.«

Erneut will er widersprechen, doch ich bohre meine Finger fester in die kleine Vertiefung seines Handgelenks. Mit einem unwirschen Grunzen steckt er die Gerte zurück in den Gürtel, befreit mit einem Ruck seinen Arm und stolziert davon, ohne die Sklavin noch eines Blickes zu würdigen.

Männer wie er widern mich an. Am liebsten hätte ich ihm die Gerte entrissen und ihn damit verprügelt. Mein

Leben lang schon habe ich Sklaven um mich. Wir brauchen sie, um die Aufgaben zu erledigen, die nichts mit dem Kriegshandwerk zu tun haben. Aber das bedeutet nicht, dass wir als ihre Herren mit ihnen tun und lassen können, was wir wollen. Sie sind Menschen und haben Gefühle, wie jedes andere Lebewesen auch. Ich versuche stets, ihnen mit Respekt und Wohlwollen zu begegnen und die Sklaven unseres Haushalts erwidern diese Geste.

»Cressa«, sage ich. Bis eben hat sie sich im Hintergrund gehalten, doch nun ist sie sofort zur Stelle. »Bring die Sklavin in die Küche. Agnes soll sich die Wunden ansehen und ihr etwas zu essen geben.«

Bevor Cressa die fremde, am ganzen Leib zitternde Sklavin davonführt, rutscht diese auf Knien näher, greift mit beiden Händen nach meiner Hand und lehnt ihre Stirn dagegen.

»Habt Dank, Herrin«, haucht sie. »Ich werde Eure Güte nicht vergessen.«

Nach kurzem Zögern lege ich ihr die freie Hand auf den Kopf. »Es gibt nichts, wofür du dich bedanken müsstest. Dein Herr hat überreagiert. Am besten ist es, wenn du dich den restlichen Abend in der Küche aufhältst und ihm erst morgen wieder unter die Augen trittst, wenn er den Vorfall dank reichlich Wein vergessen hat.«

Sanft entwindet Cressa die Hände der Sklavin von meiner, legt ihr einen Arm um die Schulter und murmelt ihr beruhigend zu, während sie sie in die Küche hinabführt.

Ohne Cressa, die sich stets einen Schritt hinter mir hält, spüre ich einen Anflug von Nervosität, die mir für einen Augenblick die Kehle zuschnürt. Am liebsten würde ich auf der Stelle umdrehen und hinauf in mein Zimmer flüchten, bis mir wieder einfällt, was mich erwartet, wenn ich mich nicht füge — eine dunkle Kammer im Keller, bevölkert von Spinnen und allerlei anderem Getier, das in der Finsternis über meinen Körper huscht, während ich mit beiden Händen gegen die verschlossene Tür hämmere ...

Schnell schüttele ich den Kopf, um die aufkeimende

Angst und Erinnerung zu vertreiben, und straffe den Rücken.

Auch diesen Abend werde ich irgendwie überstehen, so wie schon unzählige davor.

Als ich einen Fuß in die Halle setze, verstummen die Gespräche derer, die sich in der Nähe der geöffneten Tür aufhalten und mich kommen sehen. Automatisch halte ich die Luft an, ziehe den Bauch ein und hebe das Kinn. Tante Beatrice hat viele Jahre und unzählige Trainingsstunden darauf verwendet, mir das würdevolle — und in ihren Augen einzig richtige — Gehen beizubringen. Ich nicke den Anwesenden zu, die mich ebenfalls grüßen, und durchschreite die Halle auf der Suche nach meiner Tante.

Auf Empfängen wie diesem werden wichtige Vereinbarungen getroffen, Allianzen geschmiedet und Ehen arrangiert. Spaß steht dabei nicht im Vordergrund, zumal Ilgaroner nicht dazu neigen, sich besonders viel daraus zu machen. Die Soldaten feiern einen Sieg zwar ausgelassen mit erbeuteten Sklavinnen und viel Alkohol, aber Musik und Tanz kommen in ihrer Definition von Spaß nicht vor.

Als Tante Beatrice mich entdeckt, winkt sie mich zu sich. Ich neige den Kopf vor dem Mann, der bei ihr steht, obwohl ich ihn nicht persönlich kenne. Doch die zahlreichen Abzeichen an seiner Tunika verraten mir, dass er einen hohen Posten im Militär innehaben muss. Sein Haut ist wettergegerbt und um Augen und Mund haben sich einige Falten gebildet, die ihm trotz seiner hoheitsvollen Miene etwas Verkniffenes verleihen. Ich begegne seinem taxierenden Blick möglichst emotionslos und versuche, mein Gegenüber einzuschätzen. Selbst beim Alter scheitere ich. Er könnte so alt sein wie ich, aber auch zehn Jahre älter, worauf die Ordern schließen lassen. Ein Jungspund hätte

sich noch nicht in zahlreichen Schlachten einen Namen gemacht. Sein eiskalter, durchdringender Blick jagt mir einen Schauer nach dem anderen über den Rücken und ich möchte mich lieber schnell anderen Gästen widmen.

Wer immer er ist — er macht mir Angst und ich will nichts mit ihm zu tun haben. Dennoch scheinen meine Füße mit dem Boden verwachsen zu sein.

»Kommandant Marik, Ihr kennt meine Nichte Ezlain, nehme ich an?«, fragt Tante Beatrice mit einer solch falschen, aber süßlichen Stimme, dass sich mir zusätzlich die Härchen im Nacken aufstellen. Sofort weiß ich, um welche Art der Vorstellung es sich handelt und kann mir erst in letzter Sekunde ein Augenrollen verkneifen. Diesen Tonfall schlägt sie immer an, wenn sie mich an den Mann bringen will.

Der Kommandant lässt den Blick auf eine Art an mir entlangwandern, die mir ganz und gar nicht gefällt. Er sieht mich an, als mustere er eine nicht perfekte Waffe, deren Preis er drücken will. Genau der gleiche Blick, den ich von Tante Beatrice jeden Tag ertragen muss. Mehr als diesen Blick brauche ich nicht, um mich klein und unbedeutend und minderwertig zu fühlen. Meine Lippen zucken bereits, weil ich ihn anknurren will, er solle mich nicht derart anstarren, doch ich stelle weiter das unverbindliche Lächeln zur Schau, das ich mir mühevoll antrainiert habe.

»Ich habe bereits von ihr gehört«, sagt Kommandant Marik nickend, als sei ich gar nicht anwesend, »und dank Eurer Einladungen durfte ich ihr schon das ein oder andere Mal begegnen. Doch erst heute Abend werden wir uns offiziell vorgestellt.«

Die Art, wie er mich ansieht und gleichzeitig dabei redet, als sei ich nichts weiter als ein unbedeutender Gegenstand, der nur kurz seine Aufmerksamkeit erregt, lässt das falsche Lächeln auf meinen Lippen mehr und mehr ins Wanken geraten. Ich wurde schon sehr vielen Männern vorgestellt, aber keinem von ihnen brachte ich nach so kurzer Zeit bereits derart viel Abscheu entgegen wie diesem

Kommandanten. Dabei weiß ich nichts weiter von ihm als seinen Namen. Doch mehr muss — und will! — ich auch nicht wissen.

»Wie gehen die Arbeiten an Eurer neuesten Errungenschaft voran?«, fragt Tante Beatrice interessiert. »Wie nanntet Ihr es noch?«

»Ein Luftschiff, Lady«, antwortet der Kommandant, während sein Blick unverwandt auf mir ruht.

»Damit gedenkt Ihr, durch die Lüfte zu fliegen, nicht wahr?« Tante Beatrice klatscht in die Hände. Ich zucke bei dem unerwarteten Geräusch zusammen. »Wie aufregend! Wann wird es fertig sein?«

»Schon sehr bald.« Für einen kurzen Moment schaut Kommandant Marik zu meiner Tante. »Wenn Ihr erlaubt, werde ich noch ein paar andere Gäste begrüßen.«

Unaufgefordert greift er nach meiner Hand. Seine Finger sind eiskalt, als sei jedwedes Leben aus ihnen geflohen, was ich ihm nicht verdenken kann, und die Berührung schickt einen Schauer meinen Arm hinauf, der sich in rasender Geschwindigkeit in meinem ganzen Körper ausbreitet. Ich muss stark an mich halten, ihm nicht sofort die Hand zu entziehen, als er sie an seinen Mund führt und einen Kuss auf den Handrücken haucht.

»Ich freue mich darauf, den heutigen Abend mit Euch zu verbringen, Lady Ezlain.«

Ich spüre, wie mir das Lächeln beinahe aus dem Gesicht fällt, doch irgendwie gelingt es mir, dem Kommandanten höflich zuzunicken. Daraufhin lässt er endlich von mir ab, als habe ich seine kostbare Zeit nun lange genug in Anspruch genommen, und ich wische schnell die Hand unauffällig am Kleid ab.

Tante Beatrice packt mich grob am Arm und zieht mich ein Stück zur Seite. »Hättest du nicht freundlicher zu ihm sein können? Kommandant Marik denkt bestimmt, dass du stumm und zurückgeblieben obendrein bist.«

Ich verziehe den Mund. »Es kümmert mich nicht, was er über mich denkt. Wer ist er überhaupt?«

»Er ist der Sohn des jetzigen Oberkommandanten und wird in absehbarer Zeit alle Streitkräfte Ilgarons unter sich haben«, antwortet sie. »Er wird der mächtigste Mann des Landes sein. Er ist ein Schützling meines Mannes, deshalb habe ich die Ehre, ihn zu meinen Gästen zählen zu dürfen.« Sie umfasst mein Kinn. Ihre zu langen Fingernägel bohren sich dabei in meine Wangen. »Und ich erwarte, dass du dich heute Abend nicht gebärdest wie eine widerspenstige Wilde.«

»Das tue ich nie!«, entgegne ich. »Ich kann nichts dafür, dass ich nicht so bin, wie ...«

»Ich will deine Ausreden nicht hören, Ezlain!«, unterbricht mich Tante Beatrice barsch. »Jetzt geh und begrüße die restlichen Anwesenden! Denk daran, zu lächeln und vor allem mit den jungen Männern ein wenig mehr zu reden. Aber unterlass es auf jeden Fall, wieder über Politik oder die Rechte von Sklaven zu philosophieren.«

Nun gelingt es mir beim besten Willen nicht mehr, das erlernte Lächeln aufrechtzuerhalten. Wortlos wende ich mich schnell von Tante Beatrice ab, bahne mir einen Weg durch die Gäste hindurch und begrüße wie geheißen die, an deren Namen ich mich vage erinnern kann. Ich zwingen mich dazu, mit ihnen über Belanglosigkeiten zu reden, die mich nicht im Entferntesten interessieren.

So gehe ich von einem zum anderen — wie ein Tier, das seine immer gleichen Runden in einem tristen und viel zu kleinen Käfig dreht, um nicht vor Langeweile zu sterben.

Ich will nicht hier sein, doch es gibt keinen Ausweg für mich. Ich muss das antrainierte Lächeln zur Schau stellen und so tun, als freute ich mich, mit wildfremden Menschen unbedeutende Konversation zu betreiben, während vor allem die jungen, unverheirateten Männer mich ganz genau mustern und überlegen, welchen Preis sie für mich bezahlen würden. Die Mütter an ihrer Seite begutachten meine Hüften und das Becken und beurteilen wahrscheinlich gerade, wie viele Kinder ich in kürzester Zeit gebären kann. Die Väter wiederum kalkulieren, welche Vorteile es ihnen

verschafft, ihren Sohn in diese Familie einheiraten zu lassen.

Keiner der Gäste hier im Saal sieht *mich*. Sie alle sind blind für die Person, die sich hinter dem gespielten Lächeln verbirgt.



ASUKA
LIONERA

NEMESIS

VON FLAMMEN
BERÜHRT

I M
P R E
S S

NEMESIS ~ KAPITEL 1

Ich war noch nie ein Fan von Offline-Partys. Seit ich einen Controller halten konnte, verbrachte ich meine Zeit lieber online und lernte dort Leute kennen. Gleichgesinnte Leute, von denen hier jede Spur fehlt.

Denn die steifen Partys meiner Eltern sind alles – aber kein Spaß. Selbst das Wort »langweilig« wird den Gesprächen über Hedgefonds und Gesellschaftsübernahmen um mich herum nicht gerecht.

Mittlerweile spiele ich bereits mit dem Gedanken, einen Ohnmachtsanfall oder so was vorzutäuschen, nur damit ich hier verschwinden kann.

Dennoch stelle ich das festgepappte falsche Lächeln zur Schau, wann immer einer der Anwesenden mir zunickt, während ich mich an meinem Glas Punsch festklammere.

Auch ohne dass ich mich umdrehe, spüre ich den stechenden Blick meiner Mutter im Nacken. Die Art, wie sie mich mustert und sich dann mit einem leichten Kopfschütteln bei den anderen Gästen entschuldigt, schürt die altbekannte Wut in mir, die jedes Mal hervorbricht, wenn ich mich länger in ihrer Gegenwart aufhalten muss.

Dabei gibt es rein gar nichts an mir, weswegen sie sich entschuldigen müsste! In ihren Augen werde ich nie gut genug sein und ich habe schon vor Jahren aufgegeben, es zu versuchen.

Anders als sie und ihre elitären Freunde aus angesehenen Anwaltskanzleien und Banken trage ich keine Designerfetzen, in denen ich mich kaum bewegen könnte. Mir ist nicht entgangen, wie Mom mit Argusaugen meine Klamotten nach einem bekannten Label wie *Esprit* oder *Gucci* gescannt hat, als ich vorhin angekommen bin und sie mich in eine halbherzige Umarmung gezogen hat.

Und dabei sehe ich nicht schäbig aus. Ja, okay, ich hätte

vielleicht ein anderes T-Shirt wählen sollen – auf dem jetzigen steht groß »Save the Unicorns« und darunter ist ein Einhorn abgebildet. Bluejeans und Sneaker runden mein Outfit ab. Ich habe mich sogar dazu durchgerungen, einen schwarzen Blazer über mein Shirt zu ziehen, um auf dieser Gala, auf der Spenden für ein Land gesammelt werden, das ich nicht mal auf dem Globus finden würde, nicht ganz aus der Reihe zu tanzen.

Aber auch das weiß meine Mutter nicht zu würdigen. Mir sollte das nichts mehr ausmachen, schließlich lehne ich mich bereits mein ganzes Leben lang gegen ihre einengenden Vorschriften auf. Doch es verletzt mich jedes Mal aufs Neue, wenn ich in ihren Augen nicht die Liebe sehe, die eine Mutter ihrem Kind entgegenbringen sollte.

Ich schüttelte den Kopf, um diese Gedanken zu vertreiben, ziehe mich in eine Saalecke zurück und beobachte das Treiben um mich herum.

Ich werde mich nie an diese Partys gewöhnen, bei denen diese Snobs sich selbst und ihr vieles Geld feiern, das sie auf irgendwelchen Schweizer Bankkonten oder auf den Cayman Inseln horten. Doch als einziges Kind der berühmten Familie Porter bin ich dazu gezwungen, teilzunehmen oder mich wenigstens einmal kurz blicken zu lassen, so wie auch an diesem Abend. Allerdings ist »kurz« bei mir ein sehr eng gefasster Begriff, denn länger als maximal eine Stunde halte ich es hier sowieso nicht aus, ohne eine taktlose Bemerkung von mir zu geben.

»Vielleicht triffst du ja hier deinen Traummann«, hat Mutter mir oft vorgeschwärmt. Es würden sich ja nur ganz ausgewählte Leute in ihren Kreisen bewegen – die Crème de la Crème sozusagen.

Ja, klar, wenn ich einen Kerl mit einem Stock im Arsch möchte, finde ich hier sicherlich einen Kerl. Seine größten Sorgen wären doch, ob seine Krawatte zu fest sitzt oder ob er die einfarbigen oder gestreiften Strümpfe zu seinem maßgeschneiderten Armani-Anzug anziehen soll.

Allein bei dem Gedanken erschauere ich. Mein bester

Freund hier ist der Tisch mit den Vorspeisehäppchen – die sind echt klasse!

Ich weiß, dass sich meine Eltern langsam Sorgen um mich machen. Von meinem letzten richtigen Freund habe ich mich vor gut vier Jahren getrennt. Seitdem gab es nur eher flüchtige Bekanntschaften. Um es nett auszudrücken.

Und den Vibrator in meiner Nachttischschublade, den ich Ben getauft habe.

Um mich von dem langweiligen Treiben und den gekünstelten Lachern um mich herum abzulenken, gehe ich in Gedanken das verlorene Match von vorhin durch. Ohne mein bewusstes Zutun beginnen meine Finger zu zucken, als würde ich Befehle in meine Tastatur oder einen Controller hämmern, und ich verschwinde in meine eigene Welt. Sobald ich ans Zocken denke, entwickeln meine Finger und Gedanken ein Eigenleben, indem sie wichtige Tastenkombinationen wieder und wieder abspielen, bis ich in einem richtigen Match nicht mehr darüber nachdenken muss. Dann funktioniere ich einfach nur.

Und ich bin verdammt gut in dem, was ich tue.

Eigentlich müsste ich jetzt zu Hause sein und trainieren, um noch die letzten beiden Gamer zu schlagen, die auf der Weltrangliste vor mir stehen, und ich muss dafür sorgen, dass die, die nach mir kommen, niemals eine Chance gegen mich haben werden. Schließlich habe ich einen Ruf zu verlieren.

Meine Finger fühlen sich jetzt schon unterfordert und führen die gewohnten Kombinationen am kühlen Glas aus, während ich im Kopf einige strategische Züge durchgehe, die ich mir für meinen nächsten Wettkampf ausgedacht habe.

Nemesis, so nennen sie mich in Gamer-Kreisen. Wie die griechische Rachegöttin, die auf ihrem Weg alles auslöscht. Dieser Name passt wie die Faust aufs Auge. Ich bin fürs Zocken geboren. Egal ob Egoshooter, Echtzeitstrategie oder Sport, ich fege alle Gegner aus dem Spiel und habe mir seit drei Jahren in Folge einen Platz auf dem Treppchen der

weltweit besten Gamer gesichert. Ich mag meinen Alias, mein Pseudonym, denn es beschreibt mich ganz gut. Anders als so viele andere, deren Nicknames mich denken lassen, sie wären einfach mit dem Kopf quer über die Tastatur gerollt ...

Ich bin nicht der Typ, der sich ruhig irgendwo verschanzt und darauf wartet, dass die Gegner mich nicht entdecken. Ich falle wie eine Seuche über sie her, bevor sie überhaupt ihre Basis gesichert haben.

Mittlerweile verdiene ich meinen Lebensunterhalt mit dem professionellen Spielen von Videospielen und – was soll ich sagen? – ich bin fast so reich wie meine Eltern, die die größte Anwaltskanzlei Londons leiten.

Meine Eltern sind von meiner Berufswahl natürlich nicht angetan, und das ist noch untertrieben. Ich kann gar nicht mehr zählen, wie oft ich den Satz »Und wann willst du endlich anfangen zu arbeiten?« schon gehört habe. Sie verstehen einfach nicht, dass das, was ich mache, auch Arbeit ist. Ich trainiere mehrere Stunden am Tag und habe es als einzige Frau geschafft, unter die fünfzig besten Gamer der Welt zu kommen. Nur zwei männliche Spieler stehen noch zwischen mir und der Weltherrsch... ähm, dem Siegesruhm, und es juckt mir praktisch in den Fingern, auch sie endlich zu besiegen. Das wird zwar kein Zuckerschlecken, denn die beiden sind *richtig* gut, aber ich werde nicht aufgeben!

Gerade zu Beginn hatte ich das Gefühl, es als Frau besonders schwer zu haben. Ich wurde belächelt und mein E-Mail-Postfach quoll vor Anfragen, ob ich nicht Oben ohne zocken könnte, beinahe über. Es gab Zeiten, in denen ich am liebsten alles hingeschmissen hätte, weil ich dachte, dass ich nie ernst genommen, sondern nur auf mein Äußeres reduziert werden würde. Doch ich biss mich durch, besiegte einen Kontrahenten nach dem anderen und kämpfte mich Stück für Stück in der Weltrangliste nach oben. Auch an dieser Stelle musste ich viel Spott ertragen. Ich wäre nur so gut wegen meines Equipments – und das

hätte ich nur bekommen, weil ich für die Hersteller die Beine breitmachen würde.

Jeden, der solchen oder ähnlichen Mist öffentlich über mich verbreitete, forderte ich heraus. Das Match wurde online übertragen und ich stellte sicher, dass ich denjenigen in Grund und Boden stampfte und seine Überreste anschließend mit dem Mob aufgewischt werden mussten.

Dieses Vorgehen brachte mir den Nemesis-Ruf ein. Es dauerte nicht lange, bis der Spott und die falschen Anschuldigungen verstummten. Ab da schlug mir nur noch Neid entgegen, aber damit kann ich leben. Neid ist schließlich die höchste Form der Anerkennung und man muss ihn sich hart verdienen.

Das tue ich jeden Tag. Mein Ziel ist es, nicht nur die beste weibliche Gamerin zu sein, sondern der beste Gamer – unabhängig meines Geschlechts. Ich muss besser werden und ich weiß genau, dass ich das schaffen kann.

Besonders dank meiner neuesten Errungenschaft.

Vorsichtig fahre ich mit der Fingerspitze über die kleine Erhebung im Nacken, die gut durch meine langen roten Haare überdeckt wird. Ich kann gar nicht erwarten, es endlich auszuprobieren! Unruhig trete ich von einem Bein aufs andere und starre alle zehn Sekunden zur Wanduhr. Nimmt das denn hier nicht bald mal ein Ende? Aber ich habe meiner Mom versprochen, dass ich wenigstens eine halbe Stunde bleibe ... Auch wenn wir nicht immer einer Meinung sind, liebe ich meine Eltern und kann vor allem meiner Mutter nichts abschlagen, wenn sie mich mit ihren großen rehbraunen Augen ansieht, deren Farbe ich von ihr geerbt habe.

Als ich nervös mit der Fußspitze auf den Boden tappe, tritt meine Mutter neben mich und mustert mich missbilligend. Die Art, wie sie die Nase krauszieht und dadurch ihre schmale Brille mit Goldrand noch weiter nach oben geschoben wird, verleiht ihr das Aussehen einer strengen Lehrerin, die kurz davor ist, den armen Schüler, dessen Hausaufgaben von seinem Hund gefressen wurden,

vor der versammelten Klasse zur Schnecke zu machen. Ich muss keine Hellscherin zu sein, um zu wissen, was jetzt kommt. Nur mit Mühe unterdrücke ich ein Seufzen.

»Du hättest dich ruhig etwas chic machen können!«, wispert sie mir streng zu. »Immerhin haben so viele unserer Freunde ihre Söhne mitgebracht.«

Schnell beiße ich fest die Zähne aufeinander, um eine unpassende, aber schlagfertige Antwort daran zu hindern, aus meinem Mund zu schlüpfen. Als ob ich sie darum gebeten hätte, dass mir wildfremde Leute ihre Söhne mitbringen! Als ob es mich auch nur im Entferntesten interessieren würde! Das hier ist keine Brautschau, auch wenn meine Mutter das gerne hätte. Ich bin weder auf versnobte Kerle noch auf die Verknüpfungsversuche meiner Eltern angewiesen. Ich bin freiwillig Single.

Allerdings ist es müßig, ihr das wieder und wieder zu sagen. Sie versteht es nicht oder will es nicht verstehen.

Mit spitzen Fingern hebt meine Mutter den Saum meines Shirts hoch und runzelt die Stirn. »Und was willst du uns damit sagen?«, fragt sie und deutet auf den Schriftzug.

Ich verdrehe die Augen. »Nichts, Mom. Nur, dass Einhörner eine bedrohte Spezies sind.«

Sie schaut mich an, als hätte ich aramäisch rückwärts gesprochen und dabei versucht, Satan zu beschwören. Nein, sie hat weder Sinn für Humor noch für Sarkasmus. Manchmal glaube ich, dass ich adoptiert wurde ...

Ich ziehe mein Shirt aus ihren Fingern und stürze den Inhalt meines Glases hinunter. Das Ende der Fahnenstange ist nun offiziell für mich erreicht. Jetzt oder nie! Wenn ich nicht sofort von hier verschwinde, passiert ein Unglück. »Ich muss dann los. War nett heute!« Was natürlich gelogen ist, aber so gemein bin ich nicht. Über die Jahre habe ich gelernt, fruchtlosen Diskussionen von vornherein aus dem Weg zu gehen.

»Du willst schon gehen? Aber ...«

»Sorry, hab noch zu tun.« Und ehe sie mich doch noch irgendwie aufhalten kann, husche ich schnell aus dem

Raum, wobei ich mich an einigen aufdringlichen Leuten vorbeiquetschen muss.

Draußen atme ich die frische Nachtluft ein und laufe die Straße hinunter. Um diese Uhrzeit treffe ich so gut wie niemanden mehr, dennoch beschleunige ich meine Schritte. Ich kann es kaum noch erwarten! Pure Vorfreude rieselt durch meinen Körper und lässt mich beinahe rennen. Nur noch zwei Blocks, bis ich zu Hause bin, und dann kann ich es endlich testen.

Wieder fahren meine Finger über den Knubbel in meinem Nacken. Anfang des Jahres haben die drei besten Gamer der Welt ein unbeschreibliches Angebot erhalten. Meinen beiden ärgsten Konkurrenten und mir wurde es ermöglicht, die allerneueste Technik testen zu dürfen – den Early-Beta-Test sozusagen. Der Eingriff ging schnell und war weniger schmerzhaft, als ich dachte. *Jetzt bin ich ein bisschen wie ein Cyborg*, denke ich grinsend. Mithilfe eines Chips, der uns an der Wirbelsäule eingepflanzt wurde, wird es uns möglich sein, komplett in ein Spiel einzutauchen. Ich muss also nicht mehr am Monitor sitzen und mit Maus und Tastatur spielen oder eine von diesen verdammt unbequemen Brillen aufsetzen, sondern bin direkt im Spiel drin und kann von dort interagieren.

Der Chip wird direkt mit einer Vorrichtung an der jeweiligen Konsole verbunden; wenn ich die Haut ein Stück auseinanderziehe, erscheint ein kleiner Schlitz, in den ein Mikro-USB-Anschluss passt. Man selbst verfällt währenddessen in eine Art Schlaf; das Bewusstsein hingegen ist im Spiel. Wie gewohnt kann ich dort das Kommando übernehmen und direkt ins Geschehen eingreifen.

Und heute – endlich! – wurde das Spiel geliefert, mit dem ich diese neue Technik testen darf. Bisher durchliefen wir nur einen kurzen Workshop, in dem uns die Grundlagen erklärt wurden und wir uns auf das, was uns erwartet, zumindest theoretisch vorbereiten konnten. In einem richtigen Spiel konnten wir noch nicht agieren, denn es war

noch kein kompatibles auf dem Markt.

Ich kann mich noch gut an die Kommentare der Gamer erinnern, die in der Rangliste nach mir kommen und deshalb nicht in den Genuss dieser Möglichkeit kamen. Jeder einzelne von ihnen hätte freudig grinsend ein Einhornfohlen mit seinen bloßen Händen erwürgt, um ebenfalls daran teilnehmen zu dürfen.

Ich renne nun und bin außer Atem, als ich meine Wohnungstür aufschließe und sie hinter mir zuschmeiße. Den Blazer und meine Schlüssel werfe ich im Laufen von mir, greife nach der bequemen Jerseyjacke mit Kapuze, die ich zu Hause immer trage, und haste ins Wohnzimmer, wo ich bereits alles präpariert habe.

In der Mitte liegt eine große Matratze mit vielen Kissen, daneben steht ein kleiner Schreibtisch mit meinem PC, an den bereits die Verbindung zum Chip angeschlossen ist.

Gleich geht's los! Ich merke, dass ich wieder anfangs zu zittern, weil ich es gar nicht mehr erwarten kann. Noch schnell das Spiel ins Laufwerk einlegen und auf Starten drücken.

Dann setze ich mich auf die Matratze und stecke das Kabel in den Chip. Im ersten Moment passiert gar nichts und ich bin schon fast enttäuscht. Nein, *enttäuscht* trifft es nicht ganz – ich bin einem verdammt Tobsuchtsanfall nahe! Ich habe mich so darauf gefreut, es endlich testen zu können, und jetzt funktioniert es nicht? Ungeduldig ruckele ich an dem Kabel, das im Nacken steckt, überprüfe, ob ich es richtig angeschlossen habe, und checke, ob das Spiel korrekt läuft. Alles so, wie es sein soll. Mist, was mach ich denn jetzt? Um die Uhrzeit werde ich niemanden mehr von der Games-Community erreichen, der mir helfen kann ...

Doch dann beginnt die Welt um mich herum langsam schwarz zu werden. Es beginnt an den Rändern meines Blickfeldes und ich spüre, wie meine Glieder schwer werden und mir nicht mehr richtig gehorchen.

Mit einem breiten Grinsen falle ich zurück auf die Matratze und tauche in eine neue Welt ein.

Als ich wieder zu mir komme, ist alles um mich herum schneeweiß. Das erste Wort, das mir dabei in den Sinn kommt, ist *steril*. Es ist so gleißend hell, dass ich keinen Unterschied zwischen Wänden und Boden ausmachen kann, und es kommt mir vor, als würde ich in einem weißen Nichts stehen. Zusätzlich brennt mir die Helligkeit in den Augen.

Ich runzele die Stirn. Wo ist das Spiel? Ich habe mir doch extra ein Fantasy-Spiel ausgesucht, um meinem langweiligen Alltag wenigstens ein bisschen entfliehen zu können, und nun stecke ich in einer Schneelandschaft ohne Schnee fest. Wo sind die Feen und Elfen? Zwerge? Gnome? *Irgend-fucking-was?*!

»Willkommen, Spieler«, tönt eine monotone Stimme, die mich sofort an die Stimme aus den Navigationsgeräten erinnert.

Ich drehe mich mehrmals um die eigene Achse, doch ich kann niemanden sehen.

»Äh, hallo«, sage ich dann, als die Stimme nichts mehr sagt und ich mir langsam verloren vorkomme. Irgendwas muss doch hier mal passieren! Das kann doch nicht alles sein.

»Willkommen in der Welt von ...« Hier flimmert meine Umgebung kurz auf und die Stimme verkommt zu einem Rauschen. Das Herz rutscht mir vor Angst fast in die Hose, doch dann höre ich die Stimme wieder. »Wähle deine Waffe.«

Vor mir ploppt ein Fenster auf und ich weiche erschrocken zwei Schritte zurück. Normalerweise bin ich nicht so schreckhaft, aber *normalerweise* erscheinen auch nicht einfach Displays direkt vor mir. Als ich näher trete sehe ich auf einer Art halb durchsichtigem Bildschirm verschiedene Waffenarten: Schwerter, Äxte, Bögen, Lanzen, Stäbe, Dolche und einige, die so abgefahren aussehen, dass

selbst ich sie nicht zuordnen kann, obwohl ich dachte, schon alles gesehen zu haben.

Sofort bin ich in meinem Element und mustere die Waffenabbildungen vor mir. »Kann ich nur eine Waffe tragen?«, frage ich ins Nichts.

»Das ist korrekt«, bekomme ich zur Antwort.

Mit einem Bogen kann ich gut Feinde auf Distanz ausschalten, bin jedoch wehrlos, wenn ich in den Nahkampf muss, und ich habe leider keine Ahnung, mit welcher Art von Gegner ich es genau in diesem Spiel zu tun bekommen werde. Dann erinnere ich mich an die Fantasyspiele, die ich bisher ganz altmodisch auf den Konsolen gezockt habe. Dabei haben die Helden – allesamt männlich und gut aussehend, Namen wie Cloud, Squall, Tidus und Link kommen mir da in den Sinn – nahezu immer mit Schwertern gekämpft und den Endboss trotzdem besiegt. Also tippe ich auf den Bildschirm und wähle das Einhandschwert.

Mit einem Mal wird alles um mich herum schwarz und ein lautes Piepen ertönt, das mir in den Ohren klingelt.

»Hey, was ...?«, rufe ich, während Panik in mir aufsteigt, und mein Herz legt noch ein paar Schläge pro Minute zu.

Wie war das noch gleich mit den Sicherheitsmaßnahmen im Chip? Irgendwo muss es doch diesen Notfall-Button zum Ausloggen geben ... Ich taste hektisch an dem Knubbel im Nacken herum, doch außer einem dumpfen Schmerz, wenn ich ihn zu weit hineindrücke, passiert rein gar nichts.

Ein helles Licht erscheint vor mir, wächst heran, und ich muss meine Augen mit der Hand abschirmen. Als ich wieder halbwegs klar sehen kann, schwebt dort, wo eben noch das Display mit der Waffenauswahl war, eine junge Frau.

Ihre Augen sind auf mich gerichtet, den Kopf mit dem spitzen Gesicht hat sie leicht geneigt.

Diese Augen! Im ersten Moment denke ich, dass das helle Licht meine Sicht beeinträchtigt hat, doch nein, sie wechseln tatsächlich die Farbe! Sie wandeln sich von einem

hellen Grün zu einem satten Braun. Ohne Pupille, was das Ganze echt gruselig macht ... Schnell wende ich den Blick von ihren Augen ab, bevor sie meine Angst sehen kann.

Das ist ein Spiel, Eve! Sicherlich ist das nur ein Feature, immerhin ist es ein Fantasyspiel.

»Du wirst es diesmal also sein?«, fragt die Frau. Sie schwebt ein Stück auf mich zu, wobei ihr langes weißes Gewand um ihre Füße weht, die nicht den Boden berühren.

Als sie bei mir angekommen ist, streckt sie die Hand nach mir aus und ich weiche hastig zurück. Beinahe hätte ich das Gleichgewicht verloren und wäre auf meinem Hintern gelandet.

»Hab keine Angst vor mir.« Sie bleibt in sicherem Abstand stehen und ich mustere sie verstohlen. Ihr Gewand ist reich verziert, mit goldenen Bändern und einer roten Schärpe. Als mein Blick weiter nach oben wandert, fallen mir ihre Ohren auf und ich schnappe nach Luft. Sie befinden sich nicht seitlich an ihrem Kopf, wie es eigentlich normal wäre, sondern viel weiter oben. Spitz und groß.

Fuchs, schießt es mir sofort durch den Kopf. *Eine Fuchsfrau*. Und just in diesem Moment dreht sie sich ein Stück zur Seite und ich erhasche einen Blick auf ihren Rücken – aus dem drei weiße und buschige Fuchsschwänze ragen.

»Ach du heilige Sch...«

»Ich würde dir raten, in meiner Gegenwart nicht zu fluchen«, unterbricht sie mich und sieht mich tadelnd an. »Willkommen in Mareia, meiner Welt. Ich bin Gaia, die Göttin der Erde, und ich habe dich als meine Hüterin auserwählt. Es ist deine Aufgabe, die nahende Bedrohung aufzuhalten und die vier Wächter zu erwecken.«

Ich verschränke die Arme und verziehe spöttisch den Mund. »Ich soll also die Welt retten? Echt jetzt? Ist das nicht etwas abgedroschen?«

Die Göttin vor mir kneift ihre leuchtenden Augen zu Schlitzeln zusammen. »Würdest du mich bitte nicht unterbrechen, wenn ich dir deine heilige Mission erkläre?«

Ein Glucksen entweicht meiner Kehle, ehe ich es aufhalten kann. »Heilige Mission? Jetzt trägst du aber schon etwas dick auf, findest du nicht?«

Heilige Mission ... Was für ein Blödsinn! Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zuletzt ein Spiel mit einer so lahmen Story gespielt habe ...

»Mach dich nicht darüber lustig!«, zischt sie und ich bin für einen Moment wirklich beeindruckt. Es ist, als würde wahre Kraft in ihrer Stimme liegen, die die Luft um uns vibrieren lässt.

Mit der Hand vollführe ich eine Geste, als würde ich meinen Mund abschließen, und werfe den unsichtbaren Schlüssel über meine Schulter davon. Das habe ich schon seit dem Kindergarten nicht mehr gemacht und beinahe muss ich wieder grinsen.

»Es ist deine Mission, die vier Wächter zu finden, mit deren Hilfe du mich in Mareia wiedererwecken kannst, um die drohende Zerstörung aufzuhalten«, erklärt sie, nachdem sie sich wieder gefangen hat.

Ich melde mich, als wäre ich in der Schule. Mit einem Nicken erlaubt sie mir zu sprechen, aber ich sehe, wie sie mit den Zähnen knirscht. »Das verstehe ich nicht. Du bist eine Göttin! Warum sorgst du in deiner Welt nicht selbst für Ordnung?«

Zugegeben, es ist fies, was ich hier mache. Aber ich hätte echt nicht erwartet, dass man uns Chip-Testern ein Spiel mit einer so abgedroschenen Story vorsetzt. Da hätte ich schon etwas Exklusiveres erwartet.

»Meine Kräfte wurden vor über tausend Jahren vom Luftvolk versiegelt. Nur mithilfe des Hüters kann ich aus meinem langen Schlaf erwachen.« Sie bewegt ihre Hand und darüber erscheint schwebend ein Amulett. Es ist golden und in der Mitte befindet sich ein roter Stein, der aussieht, als würde er pulsieren. »Dieses Amulett wird dir die Kraft verleihen, die du benötigst, um die Wächter zu finden und mich zu erwecken. Pass gut darauf auf! Ohne seine Hilfe wird es für dich unmöglich sein, deine Aufgabe zu erfüllen.«

Die Göttin murmelt eine Beschwörung, wahrscheinlich in einer anderen Sprache, denn ich kann die Worte nicht verstehen, und der rote Stein in der Mitte des Amuletts pulsiert, ehe es auf mich zufliegt. Ich greife danach und lege es mir um den Hals. Durch die lange goldene Kette hängt es mir bis knapp über dem Bauchnabel.

»Hast du noch Fragen, ehe du deine Mission antrittst?«

Wie durch Zauberhand erscheint das Schwert, das ich vorhin ausgewählt habe, an meiner Hüfte, zusammen mit Schwertscheide und passendem Gürtel. Zu perplex, um zu antworten, schüttele ich nur den Kopf.

»Ich schicke dich nun in meine Welt Mareia. Du wirst dich in der Nähe einer Stadt wiederfinden.«

Ich nicke und versuche, mir all das zu merken, was sie mir eben gesagt hat. Sicherlich wird mir das den Spielanfang erleichtern, wenn ich ...

»Ich wünsche dir viel Glück, Evelyn.«

Und plötzlich erstarre ich. »W–Was? Woher ...«

Doch da löst sich die Göttin bereits auf und alles um mich herum wird dunkel. Mein Magen sackt herab, als würde ich aus einer großen Höhe springen, und für einen Moment habe ich Angst, ehe ich mir wieder ins Gedächtnis rufe, dass ich in einem Spiel bin. Ich klammere mich an diesen Gedanken, bis ich wieder halbwegs normal atmen kann.

Nur ein Spiel. Nur ein Spiel. Es ist nur ein verdammtes Spiel.

Aber woher kannte sie meinen Namen? Ich habe ihn nirgends angegeben und selbst wenn, würde ich niemals mit meinem echten Namen spielen! Immer nenne ich mich Nemesis. Woher weiß also die Göttin, das Spiel, das Programm – was auch immer! – meinen echten Namen?

Bevor ich weiter darüber nachdenken kann, lande ich mit einem dumpfen Aufprall auf dem Boden. Unter den Händen spüre ich Erde und in meiner Nase kitzelt der

Geruch von Gras und Blumen. Als ich die Augen öffne, sehe ich, dass ich mich auf einem Weg befinde. Ich schaue mich um, komme dann auf die Füße und klopfe mir den Staub von den Knien.

So anders sieht es gar nicht aus. Ich könnte genauso gut auf der Erde in irgendeinem Wald stehen. Also, von *Fantasy* sehe ich hier gerade nicht viel, lässt man mal die Göttin mit den drei Fuchsschwänzen, den echt abgefahrenen Augen und den spitzen Ohren außen vor.

Schlagartig ändert sich meine Meinung, als ich nach oben schaue. Dort erblicke ich nicht wie erwartet nur eine Sonne, sondern daneben noch zwei Planeten. Erinnert mich irgendwie an den Himmel bei *Avatar*.

Ich strecke mich, bis ein paar Wirbel in meinem Rücken knacken.

Okay, genug gezoxt für einen Tag! Ich werde mich jetzt ausloggen, noch etwas essen und dann ins Bett gehen. Als ich mich vorhin eingeloggt habe, war es schon kurz vor Mitternacht. Das ist zwar noch keine Bettgeh-Uhrzeit für mich, aber diese stinklangweilige Party bei meiner Mom hat mich doch mehr geschlaucht, als ich dachte.

Ich bewege die Hand, wie man es uns während des Training-Testlaufs zum Chip gezeigt hat, um das Spielmenü aufzurufen und mich auszuloggen.

Mehrere Sekunden vergehen. Nichts geschieht.

Erneut bewege ich die Hand. Und wieder ploppt kein Menü auf.

Okaaay ... Vielleicht hab ich die falsche Hand benutzt? Musste ich die rechte nehmen? Oder war es doch die linke? Ich teste es mit der anderen, wedele dann panisch mit beiden Händen herum. *Shit!* Warum geht das denn nicht?

In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken. Irgendwie kann ich mich an keine genauen Angaben aus dem Training erinnern. Das war doch so ... oder? Ich schlucke krampfhaft.

»Ähm, Menü?«, rufe ich mit schwacher Stimme, nachdem nichts funktioniert hat. »System? Log-out? Hallo?

Hilfe?»

Ich drehe mich um die eigene Achse. Vielleicht hab ich das Menüfenster nur irgendwie übersehen? Doch da ist nichts! Nirgends! Es ist verdammt noch mal nichts da!

Meine Knie geben unter mir nach und ich sacke zurück auf den Boden. Das Schwert an meiner Hüfte schleift knirschend über die Erde und verursacht ein Geräusch, bei dem sich mir die Nackenhaare aufstellen.

Ich sitze fest, schießt es mir durch den Kopf. *Ich sitze in diesem verdammten Spiel fest!*

Wieder drücke ich auf dem Knubbel in meinem Nacken herum, unter dem der Chip sitzt. »Funktioniere, du blödes Ding!«, schimpfe ich.

Als meine Hände anfangen zu zittern, balle ich sie zu Fäusten und hämmere auf den steinigen Weg vor mir. Mein Herzschlag dröhnt mir bis in die Ohren und ich stehe kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

Mir sollte schleunigst etwas einfallen ...

ASUKA
LIONERA

LET ME
TEACH
YOU

LEON & ALEX

NEW ADULT

LET ME TEACH YOU ~ KAPITEL 1

Ich hasse Montage.

Sie sind eine wahre Pest. Noch schlimmer werden sie, wenn als Erstes auf dem Stundenplan eine Doppelstunde Mathematik steht. Wäre ich doch nur im Bett geblieben ... Hinter den Schläfen pocht es bereits verdächtig, und der Schmerz wird durch den Lautstärkepegel innerhalb des Klassenzimmers nicht besser. Jeder versucht jedem die Geschehnisse des Wochenendes mitzuteilen und teilweise sind die Geschichten derart ausgeschmückt und überzogen, dass sie beinahe schon wieder lustig wären.

Doch montags besitze ich keinen Sinn für Humor. Der liegt gemeinsam mit meiner Motivation noch im Bett und steht frühestens am Donnerstagnachmittag auf.

Bereits seit er den Klassenraum betreten hat, geht mir ebenfalls mein Sitznachbar und bester Freund Steven mit seinem Gelaber auf den Senkel. Haarklein erzählt er von den Weibern, die er am Samstag auf der Party abgeschleppt hat – nacheinander und ohne dass die drei etwas voneinander erfahren hätten. *Angeblich*.

Als würde mich das interessieren.

Normalerweise vielleicht, sofern ich mit von der Partie gewesen wäre, aber dieses Wochenende hatte ich keine Lust, um die Häuser zu ziehen. Gut möglich, dass ich deshalb so mies drauf bin. In den letzten knapp zwei Jahren habe ich keine Gelegenheit zum Feiern ausgelassen. Laute, dröhnende Musik, Alkohol und namenlose Weiber lenken mich ab, doch irgendwann verlieren auch sie ihren Reiz.

Ich lehne mich auf dem harten Schulstuhl aus billigem Pressspan zurück und heuchele Interesse, während ich jedoch nur mit einem halben Ohr zuhöre.

Obwohl Steven seit dem Kindergarten mein bester Freund ist, nervt er mich ständig, seit er entdeckt hat, dass das

andere Geschlecht nicht nur zum Ärgern da ist. In den letzten Jahren hat er sich vom pausbäckigen Niemand zum zweitbegehrtesten Typen der Schule entwickelt.

Nach mir, versteht sich.

Man konnte förmlich zusehen, wie er in die Höhe schoss und sich vom Jungen zum Mann entwickelte. Vor allem den Mädchen ist das aufgefallen, die ihm seitdem scharenweise hinterherlaufen.

Wir stehen nicht in Konkurrenz, doch im Gegensatz zu ihm prahle ich nicht mit meinen Eroberungen, und ich stehe einfach nicht darauf, mir pausenlos anhören zu müssen, in welche Möse er seinen Schwanz schon wieder gesteckt hat. Aber meistens lasse ich ihn reden und schalte gedanklich ab, weil er sonst dazu neigt, gar nichts mehr zu sagen und mich den ganzen restlichen Tag anzuschweigen.

Steven und ich sind wie Yin und Yang. Er ist der blonde, braun gebrannte Sonnyboy, unser Star-Torwart, immer in Muskelshirts unterwegs und mit einem Lächeln, für das sämtliche Zahnpastahersteller bei ihm Schlange stehen würden, um ihn für einen Werbespot zu buchen. Ich glaube sogar, dass er als Kind mal in einem mitgespielt hat.

Ich dagegen bin mit meinen kohlschwarzen, verwuschelten Haaren und dem geheimnisvollen Blick der Unnahbare und Wilde, den jedes Mädchen der Schule zähmen will. Zusätzlich besitze ich als Kapitän der Fußballmannschaft einen durchtrainierten Körper, auf den das weibliche Geschlecht nun mal steht, auch wenn viele es abstreiten. Die Blicke, die sie mir ununterbrochen zuwerfen, sind eindeutig genug. Und ja, ich genieße sie durchaus. Das bedeutet aber nicht, dass jede bei mir landen kann.

Während Steven nicht allzu wählerisch ist und – auf gut Deutsch – über nahezu jede drübereutscht, die nicht bei Drei auf den Bäumen ist – und den Rest schüttelt er anschließend einfach herunter –, habe ich da meine Prinzipien, für die mich die anderen aus der Mannschaft gern mal mitleidig belächeln. Aber das ist mir egal. Ich stehe nun mal nicht auf wasserstoffblonde und in den Farbtopf

gefallene Mädchen, die nur mit Mühe auf ihren Mörderabsätzen die Balance halten können.

Für mich muss ein Mädchen ...

»Leon«, haucht mir jemand wenig verführerisch ins Ohr und ehe ich reagieren kann, schiebt sich dieser Jemand auf meinen Schoß.

Ich brauche nicht hinzusehen, um sie zu erkennen. Ihr klebsüßes Parfüm kann ich mindestens zehn Meter gegen den Wind riechen. So nah an mir stinkt es sogar noch widerwärtiger und verursacht einen Brechreiz. Als hätte man Gummibärchen, Schokolade und Zuckerstangen eingeschmolzen und anschließend Pfefferminztee darüber gekippt.

Juliane, eine Schülerin aus der Klasse unter mir, spreizt die nackten Beine und bewegt sich langsam auf meinem Schoß vor und zurück. Vermutlich denkt sie, dass mich das scharfmachen würde. *Tja, weit gefehlt, Kleine!*

Ausdruckslos schaue ich sie an. »Kann ich etwas für dich tun?«, frage ich, als sie ihre Versuche auf meinem Schoß verstärkt. Sie trägt nur ein kurzes weißes Etwas, das die Bezeichnung »Rock« nicht verdient, und ich kann darunter ihr dunkelblaues Höschen aufblitzen sehen.

Und es lässt mich so was von kalt. Nicht mal das kleinste Zucken in der Hose, abgesehen vom Jucken in den Fingern, sie endlich von mir herunterzuwerfen. Doch ich halte mich zurück; schließlich habe ich einen Ruf zu verlieren. Und obwohl vieles, was über mich erzählt wird, absolut überzogen ist, gefällt es mir, die Gerüchte weiter zu nähren. Da wäre es kontraproduktiv, das – ihren eigenen Angaben nach – beliebteste Mädchen der Schule von meinem Schoß zu schubsen.

Mit einer fließenden Bewegung streicht sich Juliane die blonde Mähne nach hinten, um ihr Dekolleté zu entblößen. Na ja, auch das hat die Bezeichnung »Dekolleté« nicht verdient, denn sie hat nicht mehr als zwei etwas abstehende Nippel. Von Brüsten keine Spur. Würde mich nicht wundern, wenn selbst meine neunjährige Schwester mehr

Vorbau hat als sie. Bei dem Gedanken muss ich unweigerlich grinsen.

Wahrscheinlich deutet sie das Heben meiner Mundwinkel falsch, denn nun beugt sie sich vor und kommt mit ihrem Mund wieder ganz nah an mein Ohr. Ich hasse es, wenn sie das macht. Das verursacht mir jedes Mal Gänsehaut der ganz üblen und nicht angenehmen Sorte.

»Diesen Samstag bei mir«, haucht sie mit einem leichten Kratzen in der Stimme, das sie wohl für verführerisch hält. Für mich klingt es, als hätte sie seit einer Woche eine fiese Rachenentzündung. Dann zieht sie den Kopf langsam wieder zurück und streift wie zufällig meine Wange mit den Lippen, die mit diesem eklig klebrigen Lipgloss beschmiert sind.

Okay, das reicht. Ich stehe abrupt auf, wodurch sie nach hinten taumelt und sich gerade noch am Tisch festhalten kann. Wie ein Schaf glotzt sie mich mit ihren blassblauen, nichtssagenden Augen an.

Gott, wie ich diese Tussen verabscheue!

Dennoch lächele ich mein berühmtes schiefes Lächeln, das die Mädchen reihenweise in Ohnmacht fallen lässt, und nicke ihr zu. Mit einem dicken Grinsen klatscht sie in die Hände, winkt mir und verschwindet hopsend aus dem Klassenraum.

Ich setze mich wieder hin und ignoriere Stevens Starren. Angewidert ziehe ich mein Shirt mit spitzen Fingern nach vorne und schnüffele daran. Genau, wie ich es mir dachte. Ich muss mich nach dem Training dringend umziehen, damit mich der Gestank des widerlichen Parfüms nicht den ganzen Tag verfolgt. Am besten sollte ich das Shirt gleich verbrennen ...

»Was will die denn von dir?«, fragt Steven neben mir und beugt sich vor. »Ich dachte, du stehst nicht auf diesen Typ Mädchen.«

»Tue ich ja auch nicht, aber irgendwie musste ich sie ja loswerden«, gebe ich zurück. Bei einer wie Juliane bekäme ich nie im Leben einen hoch.

Never ever.

Sie ist so weit von meiner Idealvorstellung entfernt wie der Mars von der Erde, aber irgendwie kapiert sie es nicht. Schon seit Jahren scharwenzelt sie um mich herum, treibt es hin und wieder mit Steven und wer weiß mit wem noch aus dem Team, nur um in meiner Nähe sein zu können. Bestimmt kratzt es an ihrem Schlampen-Image, dass ich sie wieder und wieder zurückweise. Oder sie glaubt tatsächlich, dass es mich interessieren würde, wenn ein anderer sie anfasst. Von mir aus kann die ganze Mannschaft sie haben, solange ich nicht mit von der Partie sein muss. *Brrr*, allein die Vorstellung jagt mir einen eiskalten Schauer über den Rücken!

»Stimmt, Juliane ist keine von denen, die dich interessieren«, meint Steven. »Du stehst ja nur auf die braven Mädels.«

Ich stoße ein Schnauben aus; damit ist die Diskussion für mich erledigt. Im Grunde ist das, was Steven sagt, richtig, wobei ich auch die eine oder andere Wildkatze nicht von der Bettkante stoßen würde, solange sie in mein Beuteschema passt.

Dennoch habe ich meine Prinzipien. Und die sind unumstößlich.

Abgesehen vom Äußeren, schlafe ich nie zweimal mit demselben Mädchen, ich nehme nie eine Bettgefährtin mit nach Hause und ich übernachte nie bei einer. Auf diesen ganzen Stress am Morgen danach habe ich einfach keinen Bock. Und auf Kuscheln erst recht nicht! Rein, raus, danke und tschüss – anders läuft es bei mir nicht.

Ja, ich bin ein Arschloch, aber ich stehe wenigstens dazu. Ich habe einem Mädchen noch nie falsche Hoffnungen gemacht. Jedes von ihnen weiß, woran es bei mir ist. Leider versuchen nicht wenige von ihnen, mich ändern oder zum Besseren bekehren zu wollen ...

»Ich hab schon Leute sagen hören, du seist prüde.« Steven sieht mir ernst ins Gesicht, wackelt jedoch zweideutig mit den Augenbrauen. »Aber zum Glück weiß ich es besser. Allerdings habe ich nie verstanden, warum du dir nicht

zweimal dieselbe ...«

Ich dresche ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Tja, Compadre, mein Schwanz möchte eben nicht zweimal dieselbe Grotte besichtigen.«

Solche und ähnliche Sprüche kommen mir mittlerweile leicht über die Lippen. Es ist fast so einfach wie atmen. Die Jungs aus der Mannschaft reden alle so, also ziehe ich mit. Täte ich es nicht, würde es Gerede geben. Der wahre Grund für meine Prinzipien liegt jedoch ganz woanders.

Steven bricht in schallendes Gelächter aus. »Wenn es ja nur das wäre. Aber die Mädels müssen bei dir ja immer aussehen wie *sie*.«

Schlagartig ist die gelöste Stimmung wie weggeblasen. Niemand spricht über *sie*. Nicht, wenn ich in der Nähe bin. Und erst recht nicht, wenn er keinen Kieferbruch riskieren will.

»Du weißt schon, das Mädchen von damals, dem du noch heute nachtrauerst.«

Mein bester Kumpel bemerkt meinen Stimmungswandel, als ich ihn mit meinem *Noch-ein-Wort-und-du-liegst-tot-auf-dem-Boden*-Blick anstarre, und will einlenken.

Mit einem entschuldigenden Lächeln kratzt er sich am Hinterkopf und wechselt wenig unauffällig das Thema.

»Hey, so langsam könnte Frau Bock ja auch mal eintrudeln.«

Ich werfe einen Blick auf die Uhr an der weißen Wand. Die Mathestunde hat schon vor sieben Minuten begonnen, aber von Frau Bock – unsere gehasste Mathelehrerin, die Ausgeburt der Hölle – fehlt jede Spur. Nicht dass mich das traurig stimmen würde. Wenn diese Hexe blutend vor mir auf der Straße läge, würde ich mit einem dicken Grinsen über sie steigen und mich meines Lebens erfreuen. In den letzten Jahren hat sie mich schon so oft vor der Klasse lächerlich gemacht und durch die Prüfungen rasseln lassen, dass sich die anfängliche Antipathie in blanken Hass gewandelt hat.

Doch am schlimmsten war, dass Steven und ich wegen der Hexe die zehnte Klasse wiederholen mussten. Meine Eltern

sind im Dreieck gesprungen, mein Vater drohte sogar damit, mich auf die Militärschule zu schicken, sollte ich mich nicht mehr anstrengen. Ich betete damals zu Gott, Buddha und jedem anderen Gott, der mir einfiel, dass wir nicht wieder die alte Bock in Mathe kriegen würden.

Leider blieben meine Gebete unerhört und seitdem bin ich bekennender Atheist. Während die elfte Klasse – in der mein bester Freund und ich eigentlich sein sollten – einen neuen Mathelehrer bekam, beehrte uns Frau Bock ein weiteres Jahr mit ihrer verhassten Anwesenheit. Irgendwie haben wir beim zweiten Anlauf die zehnte Klasse geschafft, doch auch in der elften haben wir wieder Frau Bock als Mathelehrerin.

Keine Ahnung, warum Karma mich so sehr hasst.

Ich zucke mit den Schultern und meine Gedanken schweifen ab. Verdammter Steven! Warum musste er auch von *ihr* anfangen? Dem einzigen Mädchen, das mir je etwas bedeutet hat. Nach dem ich mich heute noch verzehre. Und mit der sich jede messen muss, die auch nur einen Finger an mich legen will.

ASUKA LIONERA

FROZEN CROWNS

EIN KUSS AUS
EIS UND SCHNEE

LOOM
LIGHT

FROZEN CROWNS ~ PROLOG

Ich hasse Montage.

Sie sind eine wahre Pest. Noch schlimmer werden sie, wenn als Erstes auf dem Stundenplan eine Doppelstunde Mathematik steht. Wäre ich doch nur im Bett geblieben ... Hinter den Schläfen pocht es bereits verdächtig, und der Schmerz wird durch den Lautstärkepegel innerhalb des Klassenzimmers nicht besser. Jeder versucht jedem die Geschehnisse des Wochenendes mitzuteilen und teilweise sind die Geschichten derart ausgeschmückt und überzogen, dass sie beinahe schon wieder lustig wären.

Doch montags besitze ich keinen Sinn für Humor. Der liegt gemeinsam mit meiner Motivation noch im Bett und steht frühestens am Donnerstagnachmittag auf.

Bereits seit er den Klassenraum betreten hat, geht mir ebenfalls mein Sitznachbar und bester Freund Steven mit seinem Gelaber auf den Senkel. Haarklein erzählt er von den Weibern, die er am Samstag auf der Party abgeschleppt hat – nacheinander und ohne dass die drei etwas voneinander erfahren hätten. *Angeblich*.

Als würde mich das interessieren.

Normalerweise vielleicht, sofern ich mit von der Partie gewesen wäre, aber dieses Wochenende hatte ich keine Lust, um die Häuser zu ziehen. Gut möglich, dass ich deshalb so mies drauf bin. In den letzten knapp zwei Jahren habe ich keine Gelegenheit zum Feiern ausgelassen. Laute, dröhnende Musik, Alkohol und namenlose Weiber lenken mich ab, doch irgendwann verlieren auch sie ihren Reiz.

Ich lehne mich auf dem harten Schulstuhl aus billigem Pressspan zurück und heuchele Interesse, während ich jedoch nur mit einem halben Ohr zuhöre.

Obwohl Steven seit dem Kindergarten mein bester Freund ist, nervt er mich ständig, seit er entdeckt hat, dass das

andere Geschlecht nicht nur zum Ärgern da ist. In den letzten Jahren hat er sich vom pausbäckigen Niemand zum zweitbegehrtesten Typen der Schule entwickelt.

Nach mir, versteht sich.

Man konnte förmlich zusehen, wie er in die Höhe schoss und sich vom Jungen zum Mann entwickelte. Vor allem den Mädchen ist das aufgefallen, die ihm seitdem scharenweise hinterherlaufen.

Wir stehen nicht in Konkurrenz, doch im Gegensatz zu ihm prahle ich nicht mit meinen Eroberungen, und ich stehe einfach nicht darauf, mir pausenlos anhören zu müssen, in welche Möse er seinen Schwanz schon wieder gesteckt hat. Aber meistens lasse ich ihn reden und schalte gedanklich ab, weil er sonst dazu neigt, gar nichts mehr zu sagen und mich den ganzen restlichen Tag anzuschweigen.

Steven und ich sind wie Yin und Yang. Er ist der blonde, braun gebrannte Sonnyboy, unser Star-Torwart, immer in Muskelshirts unterwegs und mit einem Lächeln, für das sämtliche Zahnpastahersteller bei ihm Schlange stehen würden, um ihn für einen Werbespot zu buchen. Ich glaube sogar, dass er als Kind mal in einem mitgespielt hat.

Ich dagegen bin mit meinen kohlschwarzen, verwuschelten Haaren und dem geheimnisvollen Blick der Unnahbare und Wilde, den jedes Mädchen der Schule zähmen will. Zusätzlich besitze ich als Kapitän der Fußballmannschaft einen durchtrainierten Körper, auf den das weibliche Geschlecht nun mal steht, auch wenn viele es abstreiten. Die Blicke, die sie mir ununterbrochen zuwerfen, sind eindeutig genug. Und ja, ich genieße sie durchaus. Das bedeutet aber nicht, dass jede bei mir landen kann.

Während Steven nicht allzu wählerisch ist und – auf gut Deutsch – über nahezu jede drübertuscht, die nicht bei Drei auf den Bäumen ist – und den Rest schüttelt er anschließend einfach herunter –, habe ich da meine Prinzipien, für die mich die anderen aus der Mannschaft gern mal mitleidig belächeln. Aber das ist mir egal. Ich stehe nun mal nicht auf wasserstoffblonde und in den Farbtopf

gefallene Mädchen, die nur mit Mühe auf ihren Mörderabsätzen die Balance halten können.

Für mich muss ein Mädchen ...

»Leon«, haucht mir jemand wenig verführerisch ins Ohr und ehe ich reagieren kann, schiebt sich dieser Jemand auf meinen Schoß.

Ich brauche nicht hinzusehen, um sie zu erkennen. Ihr klebsüßes Parfüm kann ich mindestens zehn Meter gegen den Wind riechen. So nah an mir stinkt es sogar noch widerwärtiger und verursacht einen Brechreiz. Als hätte man Gummibärchen, Schokolade und Zuckerstangen eingeschmolzen und anschließend Pfefferminztee darüber gekippt.

Juliane, eine Schülerin aus der Klasse unter mir, spreizt die nackten Beine und bewegt sich langsam auf meinem Schoß vor und zurück. Vermutlich denkt sie, dass mich das scharfmachen würde. *Tja, weit gefehlt, Kleine!*

Ausdruckslos schaue ich sie an. »Kann ich etwas für dich tun?«, frage ich, als sie ihre Versuche auf meinem Schoß verstärkt. Sie trägt nur ein kurzes weißes Etwas, das die Bezeichnung »Rock« nicht verdient, und ich kann darunter ihr dunkelblaues Höschen aufblitzen sehen.

Und es lässt mich so was von kalt. Nicht mal das kleinste Zucken in der Hose, abgesehen vom Jucken in den Fingern, sie endlich von mir herunterzuwerfen. Doch ich halte mich zurück; schließlich habe ich einen Ruf zu verlieren. Und obwohl vieles, was über mich erzählt wird, absolut überzogen ist, gefällt es mir, die Gerüchte weiter zu nähren. Da wäre es kontraproduktiv, das – ihren eigenen Angaben nach – beliebteste Mädchen der Schule von meinem Schoß zu schubsen.

Mit einer fließenden Bewegung streicht sich Juliane die blonde Mähne nach hinten, um ihr Dekolleté zu entblößen. Na ja, auch das hat die Bezeichnung »Dekolleté« nicht verdient, denn sie hat nicht mehr als zwei etwas abstehende Nippel. Von Brüsten keine Spur. Würde mich nicht wundern, wenn selbst meine neunjährige Schwester mehr

Vorbau hat als sie. Bei dem Gedanken muss ich unweigerlich grinsen.

Wahrscheinlich deutet sie das Heben meiner Mundwinkel falsch, denn nun beugt sie sich vor und kommt mit ihrem Mund wieder ganz nah an mein Ohr. Ich hasse es, wenn sie das macht. Das verursacht mir jedes Mal Gänsehaut der ganz üblen und nicht angenehmen Sorte.

»Diesen Samstag bei mir«, haucht sie mit einem leichten Kratzen in der Stimme, das sie wohl für verführerisch hält. Für mich klingt es, als hätte sie seit einer Woche eine fiese Rachenentzündung. Dann zieht sie den Kopf langsam wieder zurück und streift wie zufällig meine Wange mit den Lippen, die mit diesem eklig klebrigen Lipgloss beschmiert sind.

Okay, das reicht. Ich stehe abrupt auf, wodurch sie nach hinten taumelt und sich gerade noch am Tisch festhalten kann. Wie ein Schaf glotzt sie mich mit ihren blassblauen, nichtssagenden Augen an.

Gott, wie ich diese Tussen verabscheue!

Dennoch lächele ich mein berühmtes schiefes Lächeln, das die Mädchen reihenweise in Ohnmacht fallen lässt, und nicke ihr zu. Mit einem dicken Grinsen klatscht sie in die Hände, winkt mir und verschwindet hopsend aus dem Klassenraum.

Ich setze mich wieder hin und ignoriere Stevens Starren. Angewidert ziehe ich mein Shirt mit spitzen Fingern nach vorne und schnüffele daran. Genau, wie ich es mir dachte. Ich muss mich nach dem Training dringend umziehen, damit mich der Gestank des widerlichen Parfüms nicht den ganzen Tag verfolgt. Am besten sollte ich das Shirt gleich verbrennen ...

»Was will die denn von dir?«, fragt Steven neben mir und beugt sich vor. »Ich dachte, du stehst nicht auf diesen Typ Mädchen.«

»Tue ich ja auch nicht, aber irgendwie musste ich sie ja loswerden«, gebe ich zurück. Bei einer wie Juliane bekäme ich nie im Leben einen hoch.

Never ever.

Sie ist so weit von meiner Idealvorstellung entfernt wie der Mars von der Erde, aber irgendwie kapiert sie es nicht. Schon seit Jahren scharwenzelt sie um mich herum, treibt es hin und wieder mit Steven und wer weiß mit wem noch aus dem Team, nur um in meiner Nähe sein zu können. Bestimmt kratzt es an ihrem Schlampen-Image, dass ich sie wieder und wieder zurückweise. Oder sie glaubt tatsächlich, dass es mich interessieren würde, wenn ein anderer sie anfasst. Von mir aus kann die ganze Mannschaft sie haben, solange ich nicht mit von der Partie sein muss. *Brrr*, allein die Vorstellung jagt mir einen eiskalten Schauer über den Rücken!

»Stimmt, Juliane ist keine von denen, die dich interessieren«, meint Steven. »Du stehst ja nur auf die braven Mädels.«

Ich stoße ein Schnauben aus; damit ist die Diskussion für mich erledigt. Im Grunde ist das, was Steven sagt, richtig, wobei ich auch die eine oder andere Wildkatze nicht von der Bettkante stoßen würde, solange sie in mein Beuteschema passt.

Dennoch habe ich meine Prinzipien. Und die sind unumstößlich.

Abgesehen vom Äußeren, schlafe ich nie zweimal mit demselben Mädchen, ich nehme nie eine Bettgefährtin mit nach Hause und ich übernachte nie bei einer. Auf diesen ganzen Stress am Morgen danach habe ich einfach keinen Bock. Und auf Kuscheln erst recht nicht! Rein, raus, danke und tschüss – anders läuft es bei mir nicht.

Ja, ich bin ein Arschloch, aber ich stehe wenigstens dazu. Ich habe einem Mädchen noch nie falsche Hoffnungen gemacht. Jedes von ihnen weiß, woran es bei mir ist. Leider versuchen nicht wenige von ihnen, mich ändern oder zum Besseren bekehren zu wollen ...

»Ich hab schon Leute sagen hören, du seist prüde.« Steven sieht mir ernst ins Gesicht, wackelt jedoch zweideutig mit den Augenbrauen. »Aber zum Glück weiß ich es besser. Allerdings habe ich nie verstanden, warum du dir nicht

zweimal dieselbe ...«

Ich dresche ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Tja, Compadre, mein Schwanz möchte eben nicht zweimal dieselbe Grotte besichtigen.«

Solche und ähnliche Sprüche kommen mir mittlerweile leicht über die Lippen. Es ist fast so einfach wie atmen. Die Jungs aus der Mannschaft reden alle so, also ziehe ich mit. Täte ich es nicht, würde es Gerede geben. Der wahre Grund für meine Prinzipien liegt jedoch ganz woanders.

Steven bricht in schallendes Gelächter aus. »Wenn es ja nur das wäre. Aber die Mädels müssen bei dir ja immer aussehen wie *sie*.«

Schlagartig ist die gelöste Stimmung wie weggeblasen. Niemand spricht über *sie*. Nicht, wenn ich in der Nähe bin. Und erst recht nicht, wenn er keinen Kieferbruch riskieren will.

»Du weißt schon, das Mädels von damals, dem du noch heute nachtrauerst.«

Mein bester Kumpel bemerkt meinen Stimmungswandel, als ich ihn mit meinem *Noch-ein-Wort-und-du-liegst-tot-auf-dem-Boden*-Blick anstarre, und will einlenken.

Mit einem entschuldigenden Lächeln kratzt er sich am Hinterkopf und wechselt wenig unauffällig das Thema.

»Hey, so langsam könnte Frau Bock ja auch mal eintrudeln.«

Ich werfe einen Blick auf die Uhr an der weißen Wand. Die Mathestunde hat schon vor sieben Minuten begonnen, aber von Frau Bock – unsere gehasste Mathelehrerin, die Ausgeburt der Hölle – fehlt jede Spur. Nicht dass mich das traurig stimmen würde. Wenn diese Hexe blutend vor mir auf der Straße läge, würde ich mit einem dicken Grinsen über sie steigen und mich meines Lebens erfreuen. In den letzten Jahren hat sie mich schon so oft vor der Klasse lächerlich gemacht und durch die Prüfungen rasseln lassen, dass sich die anfängliche Antipathie in blanken Hass gewandelt hat.

Doch am schlimmsten war, dass Steven und ich wegen der Hexe die zehnte Klasse wiederholen mussten. Meine Eltern

sind im Dreieck gesprungen, mein Vater drohte sogar damit, mich auf die Militärschule zu schicken, sollte ich mich nicht mehr anstrengen. Ich betete damals zu Gott, Buddha und jedem anderen Gott, der mir einfiel, dass wir nicht wieder die alte Bock in Mathe kriegen würden.

Leider blieben meine Gebete unerhört und seitdem bin ich bekennender Atheist. Während die elfte Klasse – in der mein bester Freund und ich eigentlich sein sollten – einen neuen Mathelehrer bekam, beehrte uns Frau Bock ein weiteres Jahr mit ihrer verhassten Anwesenheit. Irgendwie haben wir beim zweiten Anlauf die zehnte Klasse geschafft, doch auch in der elften haben wir wieder Frau Bock als Mathelehrerin.

Keine Ahnung, warum Karma mich so sehr hasst.

Ich zucke mit den Schultern und meine Gedanken schweifen ab. Verdammter Steven! Warum musste er auch von *ihr* anfangen? Dem einzigen Mädchen, das mir je etwas bedeutet hat. Nach dem ich mich heute noch verzehre. Und mit der sich jede messen muss, die auch nur einen Finger an mich legen will.

ÜBER DIE AUTORIN

Hinter dem Pseudonym Asuka Lionera verbirgt sich eine im Jahr 1987 geborene Träumerin, die schon als Kind fasziniert von Geschichten und Comics war. Bereits als Jugendliche begann sie, Fan-Fictions zu ihren Lieblingsserien zu schreiben und kleine RPG-Spiele für den PC zu entwickeln, wodurch sie ihre Fantasie ausleben konnte.

Ihre Leidenschaft machte sie nach einigen Umwegen und Einbahnstraßen zu ihrem Beruf und ist heute eine erfolgreiche Autorin, die mit ihrem Mann und ihren vierbeinigen Kindern in einem kleinen Dorf in Hessen wohnt, das mehr Kühe als Einwohner hat.